

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 58 (1968)

Artikel: Der Kanton St. Gallen während der beiden Weltkriege : Herrn alt Ständerat E. Löpfe-Benz zum 90. Geburtstag
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Kanton St. Gallen während der beiden Weltkriege

Herrn alt Ständerat E. Löpfe-Benz zum 90. Geburtstag

Prof. Dr. Georg Thürer

I Im Ersten Weltkrieg 1914–1918

Weltlage

Der große Krieg, welcher im Hochsommer 1914 ausbrach, überraschte eine vertrauensselige Welt. Seit dem Ausscheiden Napoleons hatte Mitteleuropa keine jahrelangen Kriegszeit mehr erlebt. Bismarck hatte seine Kriege in wenigen Monaten siegreich entschieden. In der Schweiz waren die Teilnehmer am ohnehin wenig blutigen Sonderbundskrieg am Aussterben. Daß fern im Osten die gelben Völker und im Balkan Truppen etwas hörbarer noch mit Waffen hart aufeinander schlugen, schien vielen Zeitgenossen ein Abzugschärmützel kriegerischer Weltgeschichte zu sein.

Einsichtige blickten tiefer. Sie erkannten die Gefahr, welche allem Imperialismus innewohnt. Wenn mehrere Staaten, wie es im Europa der Jahrhundertwende der Fall war, sich Weltreiche errichten wollten und nationalistisch vom alles beherrschenden Anspruch ihres Volkes überzeugt waren, mußten sich Ansprüche und wohl auch Klingen kreuzen, denn eine allgemein anerkannte, ausgleichende Weltbehörde gab es nicht. Zwei der Nachbarvölker der Schweiz, nämlich Deutschland und Italien, lebten im eifrig gepredigten Glauben, beim Wettlauf nach Kolonien zu kurz gekommen zu sein. Die dritte große Nachbarin, die «grande nation» Frankreich, dürstete nach Revanche für den verlorenen Krieg 1870/71 und «starrte ins Vogesenloch», d. h. auf das abgetrennte Elsaß. Der vierte Nachbarstaat endlich, das vielstämmige Kaiserreich Österreich-Ungarn, hatte alle Mühe, die vom Panslawismus aufgeweckten und wohl auch aufgehetzten Völker unter der Habsburger Krone zu halten. Kein Wunder, daß an seiner Grenze die Schüsse von Sarajewo Ende Juni 1914 nicht nur die

Monarchie des Thronfolgerpaares beraubten, sondern auch den längst brüchig gewordenen Weltfrieden aufs tiefste erschütterten. Als Serbien die Mitwirkung österreichischer Beamter bei der Fahndung nach Mitverschworenen des jungen Mörders abschlug, wußte es das mächtige Rußland hinter sich, wie Österreich andererseits nach der Verschärfung der Lage auf die «Nibelungentreue» des wilhelminischen Deutschlands zählen konnte. Die Lager im Osten waren bezogen, und im Westen trieb das einseitig von militärischen Gesichtspunkten ausgehende Deutschland beim jähen Überfall auf das neutrale Belgien, das nach dem Schlieffenschen Feldzugsplan zur Umgehung der französischen Festungen als Durchmarschgelände für den Einbruch in Frankreich dienen sollte, nicht nur dieses friedliche Volk, sondern auch England auf die Seite der Gegner. Das Inselreich war bei jedem Zugriff von Großmächten auf die nahen Küsten des Kontinents stets empfindlich und sah nun das europäische Gleichgewicht vom deutschen Kaiserreich mehr bedroht als von der französischen Republik. Italien verhielt sich zunächst abwartend und bemaß bei seinem Kriegseintritt im Mai 1915 seine rechtlichen Bindungen an den Dreibund mit Österreich und dem Deutschen Reich weniger verpflichtend als die winkende Gunst, an der Seite der Entente des Westens seine übermeerischen Stellungen zu stärken. So war die Schweizerische Eidgenossenschaft, noch ehe das erste Kriegsjahr zu Ende war, von einem Feuerring umschlossen.

Deutschfreundliche Ostschweiz – «Kaisermanöver» 1912

Die Bevölkerung des Kantons St. Gallen war zu Beginn des Krieges mehrheitlich deutschfreundlich. Die meisten Akademiker hatten frohe Semester mit bleibenden Eindrücken

an deutschen Universitäten verbracht. In den größten Orten lebten unter den sehr zahlreichen Ausländern, die in der Hauptstadt St.Gallen über 30% und in der Grenzstadt Rorschach gar über 40% ausmachten, sehr viele Deutsche. Im Rheintal besaßen manche Bauern Güter auf der österreichischen Rheinseite, und das freie Hinüber und Herüber ließ die Grenzgänger den Rhein nicht als sehr einschneidende Grenze empfinden. Auch die Verschwägerungen waren natürlicherweise in der Nordostschweiz mit den Leuten aus den Mittelmächten viel häufiger als z.B. mit Franzosen oder Engländern. Zu diesen liefen allerdings viele Fäden des Textilgewerbes, vom Bezug von Baumwolle bis zum Absatz von Stickereien, so daß in manchen Fabrikantenkreisen das Mitempfinden mit den Angelsachsen ausgesprochen war und sich seit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten noch steigerte, ohne indessen im Volke, das auch aus sprachlichen Gründen Deutschland näher stand, die Oberhand zu gewinnen. Eine gewisse Vorliebe für das Deutschtum sollte in der öffentlichen Meinung der Nordostschweiz noch ihren besondern Auftrieb bekommen. Anfangs September 1912 fanden bei Kirchberg im untern Toggenburg die großen Herbstmanöver des von Ulrich Wille geleiteten 3. Armeekorps statt, denen neben 87 fremden Offizieren am 4. und 5. September auch der deutsche Kaiser Wilhelm II. persönlich beiwohnte, um die Haltung und Wehrkraft der schweizerischen Milizarmee persönlich kennen zu lernen. Er fuhr in Begleitung des Bundespräsidenten Ludwig Forrer von Wil aus ins Manövergebiet. Als die 5. und die 6. Division, in welcher die St.Galler dienten, um den Besitz der Stadt Wil kämpften, verfolgte der Kaiser vom Wäldchen am Burgstall aus die Truppenbewegungen. Beim Essen auf dem Hofberg entbot Landammann Heinrich Scherrer den Gruß der st.gallischen Regierung. Tags darauf nahm der Vorsteher des schweizerischen Militärdepartements, Bundesrat Hoffmann, auf dem Aadorfer Felde die große Truppenschau ab. Der Andrang der Schlachtenbummler war so groß, daß am 5. September auf der Station Bazenhaid 36 Extrazüge verkehrten, welche über 25 000 Personen beförderten. Hätte man sie nach dem Grund ihrer Schlachtenbummelei befragt, so wären zweifellos große Scharen schweizerischer Bewunderer Wilhelms II. darunter gewesen.

Im gleichen Herbst 1912 zogen Tausende von Arbeitern der Sozialistischen Internationale zur Demonstration gegen den Krieg

durch die Straßen Basels. Der stiernackige Sozialistenführer Jaurès rief nach der Losung «Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango» von der Münsterkanzel die Proletarier machtvoll zum Protest gegen den Krieg auf. Auch der vom Tode gezeichnete Bebel beschwor seine Parteigenossen. Nein, es konnte und durfte keinen Krieg mehr geben! «Wir waren da, wir internationale Sozialisten, und wir würden wachen in allen Ländern. Krieg dem Kriege!» schrieb rückblickend der junge, aus St.Gallen gebürtige Jacob Lorenz in seinen «Erinnerungen eines simplen Eidgenossen».

Kriegsausbruch

Seit aber das Wetterleuchten über dem Balkan verblaßt war, wiegte man sich wieder in seliger Sicherheit. Wohl gab ernsten Schweizern die Überfremdung zu denken, auch der oberflächliche Fortschrittskult. So schlossen sich besorgte Eidgenossen, denen eine in würdevoller Festigkeit ruhende Stärke der Schweiz ein inneres Anliegen war, am 1. Februar 1914 zur Neuen Helvetischen Gesellschaft zusammen, die bald auch ihre treuen Anhänger in der Ostschweiz hatte. Im April weihte die Universität Zürich, eine Hochburg des freien forschenden Geistes, in welcher von jeher viele St.Galler ihr Rüstzeug holten, ihr stolzes Gebäude ein. Im nächsten Monat öffnete die Landesausstellung in Bern ihre Pforten. Die Verkehrsleute, die seit dem Vorjahre die Lötschberglinie befahren sahen, feierten im Juli beim Durchschlagen des Hauenstein-Basistunnels einen neuen Ehrentag. Wenige Wochen später aber donnerten die Kanonen vom Elsaß herauf...

Man darf nicht sagen, daß die Schweiz sich für den Krieg in jeder Hinsicht vorgesehen habe. Die neue Militärorganisation von 1907, welche die Dienstzeit verlängerte und dem Wehrwesen neue Mittel zusprach, war noch nicht voll zur Auswirkung gelangt. Ihr geistiger Urheber, Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, wurde von der Vereinigten Bundesversammlung zum General gewählt. Er war der Kandidat des Bundesrates, während das Parlament zunächst eher den Bündner Edelmann Theophil Sprecher von Bernegg vorgezogen hätte, der tags darauf zum Chef des Generalstabes der Armee gewählt wurde. Es war vor allem der St.Galler Bundesrat Hoffmann, welcher sich mit allem Nachdruck für Wille einsetzte, und dieser schätzte als General sowohl den grundandern Generalstabschef wie auch den im Temperament

nicht minder verschiedenen Staatsmann. «Bundesrat Hoffmann ist derjenige, mit dem ich immer alles durchbespreche, und wenn ich schon weiß, daß der kleine kluge Mann ebenso kalt ist als ich warm, so weiß ich doch, daß er mich versteht und mein Wesen richtig beurteilt.»

Der Kanton St.Gallen teilte am Vorabend des Krieges das allgemeine schweizerische Wohlbefinden. Die allestragende Stickerei-Industrie sah ihre Erzeugnisse an der Spitze aller schweizerischen Ausfuhrgüter, und die Gewinne erlaubten Dutzenden von reich gewordenen Kaufleuten, am sonnigen Hang des Rosenbergs ihre Villen zu erbauen. Auch im Talgrund sah die aufstrebende Stadt Bauten erstehen: an der Notkerstraße die Handelshochschule und die Stadtbibliothek, beim Stadtpark das neue (Historische) Museum und die Tonhalle sowie im neuen Verkehrszentrum den am 24. Dezember 1913 bezogenen Bahnhof und ihm gegenüber die Hauptpost, die bei Kriegsausbruch nahezu fertig dastand. Die Vororte Tablat und Straubenzell wünschten in ein Groß-St.Gallen einbezogen zu werden, das Anspruch darauf erheben konnte, die viertgrößte Schweizer Stadt zu sein. Im Hochtal der Steinach herrschte Hochstimmung. Als am 14. Juli das beschwingte Kinderfest stattfand, dachte kaum jemand, daß keine drei Wochen darauf die Uniformen der zum Aktivdienst eingerückten Truppen das Straßenbild beherrschen würden.

Grenzbesetzung 1914

Nach der Truppenordnung von 1912 gehörte der Kanton St.Gallen nebst den Kantonen Thurgau, Appenzell, Glarus und Graubünden zum 6.Divisionskreis. Die Wehrmänner aus den südlichen Bezirken Werdenberg, Sargans und Gaster sowie aus den obersten Gemeinden des Toggenburgs bildeten das Gebirgsregiment 35 (Bat. 76 und 77). Die übrigen st.gallischen Gebiete stellten den Infanterie-Auszug der Regimenter 32 (in dem auch das Glarner Bataillon 85 diente) und 33 (Bat. 78 bis 82). Daneben rückten zwei Dragoner-Schwadronen und eine Schützenkompanie ebenfalls zum Auszug ein, während in der Landwehr 3 Füsilierbataillone, 1 Gebirgsbataillon und 1 Dragoner-Schwadron Dienst leisteten. Die Mobilmachung der St.Galler Truppen vollzog sich ruhig nach den Weisungen des kantonalen Polizei- und Militärdepartementes. Sie leisteten auf den Korps sammelplätzen St.Gallen, Wil und Rapperswil ihren Fahneneid.



Generalstabs-Chef Theophil Sprecher von Bernegg und Oberstkörpskommandant Ulrich Wille im Gespräch mit dem deutschen Kaiser Wilhelm II., der die Herbstmanöver 1912 bei Kirchberg im Toggenburg besuchte. (Aus dem Buch 'Bundespiegel' mit freundlicher Bewilligung des Artemis-Verlages Zürich)

Es würde das Gesamtbild verwirren, wenn wir die einzelnen st. gallischen Truppenkörper durch ihren Aktivdienst hindurch begleiten wollten. Stellvertretend für die übrigen Einheiten greifen wir als Beispiel das hauptstädtische Bataillon 81 heraus, um die mannigfaltigen Schicksale des Aktivdienstes 1914/1918 zu veranschaulichen.

Nachdem der Bundesrat am 31. Juli die schweizerische Armee auf Pikett gestellt hatte, folgte am 1. August die allgemeine Mobilmachung. Als erster Tag der Mobilmachung, an dem die Vereinigte Bundesversammlung Oberstkorpskommandant Ulrich Wille zum General wählte, wurde der 3. August festgesetzt. Die Felddivisionen hatten am zweiten Mobilmachungstage einzurücken. Das Sankt Galler Füsilierbataillon 81 gehörte zu dem von Oberstleutnant Jacob befehligten Infanterieregiment 33, das als Truppe der von Oberst Sonderegger geführten Infanteriebrigade 17 einen Teil der 6. Division unter Oberstdivisionär Schieffle bildete. Unter Major H. Kuhn rückten die 81er am 4. August in St. Gallen ein. Tags darauf tauschten sie die alten Gewehre gegen neue (Modell 11) um, empfingen auf der Kreuzbleiche im Rahmen des Regiments ihre Bataillonsfahne und wurden von Landammann Riegg vereidigt. Sie marschierten über Flawil, Wil und Winterthur nach Bülach und fuhren dann nach Lyss. Dort im Berner Seeland bezogen sie ihre Reservestellung, übten sich in Gefecht und Brückenbau und freuten sich über einen Besuch der Berner Landesausstellung, die den Wehrmännern anschaulich zeigte, was man zu verteidigen hatte. Nach Märschen und Schanzarbeiten im Jura bezog das Bataillon seinen Grenzposten im Raume von Mariastein, wo man die Kämpfe zwischen den Deutschen und den Franzosen um das benachbarte Elsaß aus der Nähe beobachten konnte. Nach der Ablösung an der Grenze folgte rückwärtiger Dienst. Nach nahezu 4 Monaten Dienst kam das Bataillon Ende November nach St. Gallen zurück. Das nächste Jahr brachte insgesamt beinahe 5 Monate Militärdienst, der im Frühling nach einem Marsche von St. Gallen nach Aarburg wieder im Aareraum und im Jura und anschließend im Engadin geleistet wurde. Bei der Rückkehr nach St. Gallen faßte die bisher blaue Truppe Mitte November 1915 die im Gelände besser tarnende feldgraue Uniform. Da inzwischen auch Italien in den Krieg eingetreten war, galt es, neben der bisher besonders gefährdeten Nordwestecke auch die Südostgrenze der Schweiz zu schützen. Im Winter 1916/17 lernte das Bataillon auch

die Härten des Winterdienstes im Hochgebirge kennen. Die Kompagnien I und II bezogen in Pontresina ihre Kantonnements im Engadinerhof, stellten die Fliegerbeobachter beim Posten Berninahäuser, übten sich im Skilauf und besorgten durch Patrouillen den Postdienst mit oft schweren Lasten nach Berninahospiz. Wo Lawinen verheerend niedergingen, halfen die Soldaten, z. B. beim Bergen der Opfer eines verschütteten Kinderheims oder beim Freilegen des Schienenstranges der Berninabahn. Die später eingrückten Kompagnien III und IV marschierten Ende Februar 1917 über den Ofenpaß ins Münstertal und lernten das wiederum in nächster Nähe der Front liegende Gebiet des Umbrails und der Dreisprachenspitze kennen. So anstrengend der Dienst in den Hochalpen war, die Truppe leistete ihn doch lieber, als daß sie zu den langen und oft schmutzigen Märschen im Jura antrat, zu denen das Bataillon vom März bis in den Juli 1917 aufgeboten wurde. Der sechste Aktivdienst übertrug im langen Bergwinter 1917/18 unsern St. Galler Truppen neuerdings für 2–3 Monate die Hut der Bündner Pässe, und zwar vom Splügen bis zum Puschlav und zum Unterengadin. Als einst ein Schweizer und ein österreichischer Unteroffizier bei der Ablösung der Wache einige Worte wechselten, erkannten sie sich als einstige Schulkameraden aus unbeschwerter gemeinsamer Jugendzeit in St. Gallen. Nun war ihr Gespräch vom dumpfen Donner der Geschütze begleitet, die im Kampfgebiet der Italiener und Österreicher nicht selten Lawinen auslösten. Griff jenseits der Grenze solcher Art der weiße Tod in das Kriegsgehehen ein, so schwang über der Schweizer Armee Ende 1918 der graue Tod seine Hippe. Zwar wurde das Aufgebot der Brigade wegen der ausgebrochenen Seuche anfangs Oktober 1918 aufgeschoben. Als aber unmittelbar nach der Erklärung des Waffenstillstandes im Ausland in der Schweiz der Generalstreik ausgerufen wurde, hatten die Truppen zum Ordnungsdienst einzurücken; als Ablösung leistete das Bataillon 81 von Mitte Februar bis Mitte April 1919 in Zürich und Umgebung seinen siebenten und letzten Aktivdienst des Ersten Weltkrieges.

Der lange Heeresdienst stellte die Frage nach sinnvoller Beschäftigung der Truppe. Der Schützenkorporal Josef Ammann warf den Offizieren in der Presse, z. B. in der «Engadinerpost», nicht ohne Grund vor, daß sie sich zu wenig um die staatsbürgerliche Schulung ihrer Mannschaft kümmerten. Für diesen Freimut wurde der wackere Unteroffizier

degradiert und zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Es war ein ausgesprochenes Fehlurteil, und General Wille rechtfertigte später den jungen St. Galler Wehrmann. Die Stunde der geistigen Landesverteidigung war noch nicht für alle Häupter angebrochen. Man wußte noch nicht überall, daß die Front im Ernstfall durch jedes Haus, durch jedes Herz gehen konnte.

Kriegswirtschaft

Betrachten wir nach dem militärischen das zivile Leben, so erkennen wir gleich, daß der Kriegsausbruch Wirtschaft und Gesellschaft schlecht vorbereitet traf. Die Vorräte an Brotgetreide reichten nur für sehr wenige Wochen. Nun versuchten sich viele Besorgte privat einzudecken. Schon in den letzten Julitagen begann im Bestreben, das Papiergeld in Metallgeld zu wechseln, ein solcher Ansturm auf die Banken, daß Regierungsrat und Finanzdepartement am Bundesfeiertage einen warnenden Aufruf erließen und sich kurz danach nochmals gegen das unsinnige Horten des Geldes in den Privathäusern wandten. Große Scharen Ängstlicher gaben das abgehobene Spargeld in Hamsterkäufen aus. Sie belagerten förmlich die Lebensmittelgeschäfte. Trotz den vielen Eingerückten zeigte sich bald eine erschreckende Arbeitslosigkeit. Eine aussichtsreich begonnene Sommersaison des Fremdenverkehrs brach jäh zusammen. Die Aufträge aus dem kriegführenden Auslande gingen auch in der Industrie so rasch zurück, daß im Laufe des Monats August das italienische Konsulat Sankt Gallen aus seinem Amtskreis 24 000 arbeits- und mittellosgewordene Italiener heimschaffte. Davon wurden 7000 Leute aus der Italienerkolonie Groß-St. Gallens betroffen. Bedenkt man, daß Tausende von Deutschen, Österreichern und Franzosen an die Fronten ihrer Heimatstaaten gerufen wurden und die aufgebotenen eigenen Wehrmänner wegzo-gen, so begreift man, daß die Bevölkerungszahl in wenigen Wochen beträchtlich sank. Dennoch stiegen die Versorgungsschwierigkeiten und damit der Unmut weiter Kreise. Um bei Unruhen oder sonstigen Vorfällen nicht ohne Hüter der Ordnung und Helfer dazustehen, wurden in St. Gallen und in andern Orten Bürgerwehren gebildet.

Die Neutralität konnte den Bezug von Gütern aus dem Auslande nicht gewährleisten. Die Schweiz war auf den guten Willen der kriegführenden Mächte angewiesen. Solange Italien und die Vereinigten Staaten nicht im



Oberrieden am Zürichsee
Vierfarben-Buchdruck aus «Oberrieden Kirche und Dorf», gedruckt bei E. Löpf-Benz AG Rorschach

Kämpfe standen und daher die Versorgung ihrer Völker und Heere noch nicht unter erschwerten Umständen zu bewältigen hatten, war die Zufuhr nicht knapp. Später, als sich der Ring der Streitmächte um die Schweiz schloß, mußte sie sich in die Überwachung ihres Außenhandels fügen. Von deutscher Seite besorgte die Treuhandstelle in Zürich diese Kontrolle, auf der Seite der Alliierten die Société Suisse de Surveillance économique, deren Abkürzung SSS hierzulande auch etwa als *souveraineté suisse suspendue* gedeutet wurde. Da indessen beide Parteien kriegswichtige Erzeugnisse aus der Schweiz bezogen, wurden ihr auch bestimmte Bezüge an Lebensmitteln und Rohstoffen zugestanden. Selbstverständlich wachten die Westmächte darüber, daß z. B. die der sanktgallischen Stickerei zugeordnete Baumwolle nicht der deutschen Kriegswirtschaft zugute kam. Wie begründet ihr Argwohn war, zeigte sich, als man entdeckte, wie ostschweizerische Firmen bis zu 8 Metern lange, notdürftig mit flüchtigem Stickwerk versehene Nachthemden als Fertigprodukte über die nahe Grenze nach Deutschland schickten, wo die Schießpulver-Produktion zusätzliche Baumwolle brauchte.

Dank den Vollmachten, die der Bundesrat seit dem 3. August 1914 besaß, konnte er über Italien große Mengen amerikanischen Weizens beziehen. Auch fielen die beiden ersten Ernten gut aus. Erst im Jahre 1917, als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, mußte das Brot rationiert werden. Die Zuteilung betrug vom 1. Oktober an für die Erwachsenen 250 Gramm, für Schwerarbeiter 350 Gramm; zwei Monate später mußten die Rationen um 25 Gramm gesenkt werden. Diese Rationierung dauerte beinahe zwei Jahre, nämlich bis zum 1. September 1919.

Die einseitige Viehwirtschaft in der voralpinen Nordostschweiz hatte neben den Kornfeldern auch die Kartoffeläcker schrumpfen lassen. Da es an Saatgut fehlte, ließ der Regierungsrat im Vorfrühling 1917 alle Kartoffelvorräte, welche über 5 kg je Person hinausgingen, beschlagnahmen. Das Saatgut war umso nötiger, als nun immer größere Flächen unter den Pflug genommen wurden. Im letzten Kriegsjahr wurden im Kanton St. Gallen auf rund 24 km² Kartoffeln gepflanzt. Militärgepanne halfen im letzten Drittel des Krieges beim Pflügen und Eggen. Im Herbst 1917 rückte in St. Gallen erstmals ein Trupp Hilfsdienstpflichtiger zur Bestellung der Wintersaat ein. Auf einem Teil des Breitfeldes wogte im Sommer ein Haferfeld.

Neben großen neuen Umbrüchen, wie sie die Ende März 1917 in Buchs gegründete ostschweizerische Produktionsgenossenschaft «Ceres» im Rheintal und im Benkner Riet der Linthebene durchführte, gab es Tausende von Kartoffelbeeten in den kleinen Vorgärten der Städte. Aus dem Rheintal setzte ein schwunghafter Handel von Kartoffeln ins Appenzellerland ein, wo viele Leute lieber die steigenden Preise zahlten, als zur Hacke griffen. Viel größere Ausmaße nahm aber der Schmuggel an der östlichen und nördlichen Landesgrenze an, wo namentlich Garne, Stoffe, Seife, Gummi sowie Lebens- und Genußmittel ins Ausland gebracht wurden. Schweizerische Kontrollboote kreuzten unter militärischem Befehl Tag und Nacht auf dem Bodensee. Schwerer fiel die Überwachung im Rheintal. Viele Bauern, die Fluren jenseits des Rheins besaßen, sahen sich mehr als einmal durch scharfe Grenzsperrren von österreichischer Seite an der Bestellung ihrer vorarlbergischen Güter behindert. Das traf auch ihren Anbau von Mais. «In Anbetracht der in st. gallischen Gebieten außerordentlich starken Nachfrage nach diesem wertvollen Nahrungsmittel», das in andern Landesgegenden nur als Futtermittel galt, wurde der Mais kantonally rationiert; er mußte bis zu 70% zu Speisemais vermahlen werden. Die Milch wurde erst am 1. Juli 1918 rationiert, und sie blieb es bis zum 1. April 1920. Am frühesten war 1916 die Rationierung von Reis und Zucker erfolgt; im Jahre 1917 folgten außer dem Brot auch Mehl, Teigwaren und Grieß. Um den Fleischbezug einzuschränken, versuchte man es 1917 mit zwei fleischlosen Tagen in der Woche und im Frühling 1919 mit drei fleischlosen Wochen. Die Preise stiegen kräftig an. So zahlte man in St. Gallen im April 1914 für ein Pfund Schweinefleisch Fr. 1.20, im April 1917 bereits Fr. 2.20 und im April 1918 sogar Fr. 3.60. Ein Trinkei kostete in Rorschach im Frühling 1914 nur 10 Rappen, vier Jahre später aber 40 Rappen. Die Milch verteuerte sich im Laufe des Krieges etwa um den halben Preis, während das Brot bei Kriegsende nahezu doppelt so teuer war wie bei Kriegsbeginn.

Die Bevölkerung, vor allem die Fabrikarbeiterschaft, welcher die Selbstversorgung nur bescheidenen Ausgleich bot, konnte mit der Teuerung nicht Schritt halten. Da war der Hausvater monatelang im Dienst, und sein Sold von anfänglich 85 Rappen und später Fr. 2.— erlaubte keine ausreichenden Geldsendungen nach Hause. Wurden beide Eltern arbeitslos, so waren die Ersparnisse

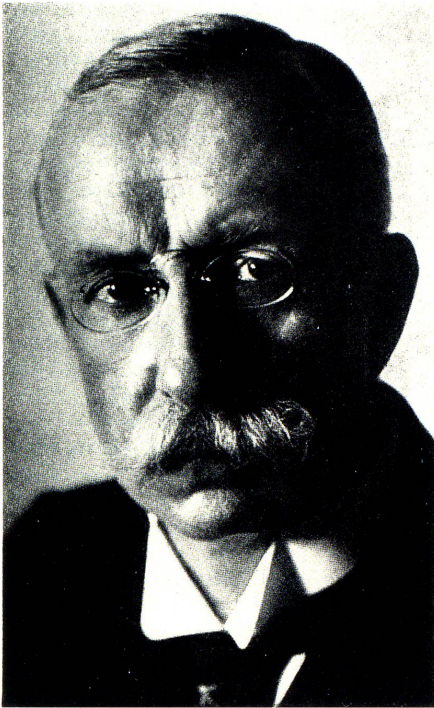
bald genug aufgezehrt. In Versammlungen wurden Sorge und Mißmut laut. Nach dem ersten Kriegswinter wünschte die sozialdemokratische Fraktion des Großen Rates eine unverzügliche Untersuchung über die Löhne und Arbeitsbedingungen in Industrie, Handel und Gewerbe. Die Regierung wollte seltenerweise darauf verzichten und verwies auf bereits geleistete und weiterhin geplante Hilfe. Die Bereitschaft zu freiwilligen Spenden war vorhanden. So kamen bei der Bettagssammlung von 1914 über 230 000 Franken, davon zwei Drittel allein aus St. Gallen und seinen Vororten, zusammen, und die Nationalspende im Sommer 1918 ergab rund 800 000 Franken. Am Bundesfeiertag 1916 wurde für notleidende Wehrmänner die «Stiftung Division VI» gegründet. Auch die öffentliche Hand hatte sich geregt und öffnete sich zur Hilfe. In einer außerordentlichen Session ermächtigte der Große Rat die Regierung zu notwendig erachteten Maßnahmen zur Linderung und Verhütung wirtschaftlicher und sozialer Not. Dieser Beschluß erfolgte einhellig. Sechs Wochen darauf verliefen die Wahlen für den Nationalrat ohne jeden Kampf, indem man die bisherige Verteilung der Sitze achtete; ebenso wurde es bei den Großratswahlen vom folgenden Frühling gehalten. Das Volk gab sich Rechenschaft darüber, daß beim Zusammenbruch des äußern Friedens der innere umso nötiger sei. Es verschloß sich auch der Notwendigkeit nicht, daß die außerordentliche Zeit eben ungewöhnliche Mittel erheische. Wiewohl sich bisher der Bund mit den «indirekten Steuern» wie Zöllen zu begnügen hatte und die unmittelbaren Steuern Kanton und Gemeinden vorbehalten waren, stimmte das Volk 1915 einer einmaligen Kriegsteuer des Bundes zu. Der Kanton St. Gallen billigte die Vorlage mit genau zehnmal soviel Ja als Nein; keine einzige Gemeinde verwarf sie, und in der Hauptstadt, wo Bundesrat Felix Calonder vor 1500 Zuhörern für diese einmalige Bundessteuer eingetreten war, kam die über dreißigfache annehmende Mehrheit geradezu einer vaterländischen Kundgebung gleich. Auf großen Tagungen versicherte man die Landesregierung des Vertrauens. Dabei setzte sich der freisinnige Regierungsrat Dr. Albert Mächler als Redner mit Nachdruck für sozialpolitische Maßnahmen und für ein gutes Einvernehmen der deutschsprachigen und der welschen Eidgenossen ein. Das war ein besonderes Anliegen der Neuen Helvetischen Gesellschaft, welche erst in St. Gallen und dann auch in Lichtensteig und Rorschach ihre Ortsgruppen hatte.

Am 16. Mai 1916 wünschte eine stark besuchte Versammlung im «Schützengarten» in St. Gallen, daß der Bundesrat versuche, eine Konferenz der neutralen Staaten einzuberufen, um den Frieden anzubahnen.

Der Fall Hoffmann 1917

Der Bundesrat hatte anfangs August 1914 die Mächte, welche 1815 die völkerrechtliche Erklärung der schweizerischen Neutralität unterschrieben hatten, samt andern Staaten wissen lassen, daß die Schweizerische Eidgenossenschaft aus freien Stücken und gemäß ihrer Tradition neutral sein wolle. Als Präsident Wilson von den damals noch neutralen Vereinigten Staaten von Nordamerika aus sich sehr um die Vermittlung eines Friedens ohne Sieg bemühte, erklärte sich neben der größten auch die älteste Demokratie der Erde zu guten Mittlerdiensten bereit. Da leider Deutschland mit dem unbeschränkten Unterseebootkrieg antwortete, wurden die USA in den Krieg gedrängt. Das gleiche Vorgehen der deutschen Heeresleitung verschlechterte auch die Versorgungslage der Schweiz so sehr, daß Bundesrat Hoffmann als Leiter der Außenpolitik unablässig nach Möglichkeiten Ausschau hielt, wie er als Schweizer und als Weltbürger den Abschluß des heillosen Völkerringens einleiten könnte. In diesem Bestreben tat er einen Schritt, der ihm als Fehltritt ausgelegt wurde und ihn die Mitwirkung an höchster Stelle kostete. Bundesrat Hoffmanns dunkelster Tag schien der schweizerischen Öffentlichkeit als sein strahlendster zu beginnen. Die Presse entbot dem Magistraten nämlich am 18. Juli 1917 die freundlichsten Glückwünsche zum 60. Geburtstag. Bundespräsident Schultheß feierte ihn in einer Rede, aber am Bundesratstisch bemerkte man wohl die Blumen in den Landesfarben, nicht aber den Mann mit den energischen Zügen. Wo war er? Am Abend las man in den Zeitungen die Meldung der Agentur Reuter, in welcher eine «schleunigste Untersuchung» des Falles Hoffmann gefordert wurde. Was war geschehen?

Die schweizerische Gesandtschaft in Petrograd hatte auf Wunsch des dort weilenden jungen sozialdemokratischen Nationalrates Robert Grimm gemeldet, daß die maßgebenden Stellen Rußlands aus zwingenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Gründen zu einem Friedensschluß bereit seien. Freilich sei mit Widerstand Frankreichs und Hindernissen Englands zu rech-



Bundesrat Arthur Hoffmann von St.Gallen
(1857–1927)

nen, die aber in Verhandlungen behoben werden könnten, sofern Deutschland keine Offensive im Osten eröffne. Auch könnten diese Verhandlungen erleichtert werden, wenn man die Kriegszwecke der Regierungen kenne. Mit der Bitte, ihn darüber zu unterrichten, schloß Grimm seinen auf diplomatischem Wege nach Bern übermittelten Bericht.

Bundesrat Hoffmann sah in guten Treuen hier eine Möglichkeit, den Krieg abzukürzen, und glaubte es der blutenden Welt und seinem darbenenden Lande schuldig zu sein, sie nicht ungenutzt zu lassen. Daher ermächtigte er die schweizerische Gesandtschaft in Petrograd, Grimm zu sagen, er habe aus wiederholten Besprechungen mit prominenten Persönlichkeiten die Überzeugung gewonnen, daß Deutschland mit Rußland einen beiderseits ehrenvollen Frieden anstrebe und auch künftige enge Handelsbeziehungen wünsche. Jedenfalls werde es im Osten keine Offensive auslösen, solange mit Rußland eine gütliche Einigung möglich scheine. Es werde auch die von den Deutschen eroberten Teile Rußlands zurückgeben, wenn Rußland die von ihm besetzten österreichischen Gebiete

räume. Somit sei er – so betonte Hoffmann – «überzeugt, daß Deutschland und seine Verbündeten auf Wunsch von Rußlands Verbündeten sofort in Friedensverhandlungen eintreten würden».

Dieses Telegramm, das Hoffmann durch die Abteilung Auswärtiges der schweizerischen Vertretung in der russischen Hauptstadt schickte, wurde von unbefugter Seite aufgefangen, entziffert und obendrein entstellt, als es in der schwedischen Zeitung «Socialdemokraten» der Öffentlichkeit preisgegeben wurde, denn in der Presse war nicht mehr von «Rußlands Verbündeten» die Rede. Diese Verstümmelung leistete der Ansicht Vorschub, daß Bundesrat Hoffmann einen Sonderfrieden zwischen Rußland und den Zentralmächten anbahnen wolle. Im Lager der Westmächte ließ denn auch der Sturm der Entrüstung nicht auf sich warten. Verständlicherweise, denn wenn sich Deutschland aus der Eisenklammer eines Zweifrontenkrieges befreien konnte, hatte es umso freiere Hand im Westen.

Zweifellos hatte Hoffmann zwei Fehler begangen. Der erste bestand darin, daß er es unterließ, sich in einer so wichtigen Sache selbst schon beim bloßen Abtasten der Möglichkeit, von der Schweiz aus für den Frieden zu wirken, nur im Einvernehmen mit dem gesamten Bundesrat zu äußern, wie es ja auch dem Kollegialprinzip der Behörde entsprochen hätte. Dann wäre wohl auch der zweite Fehler unterblieben, nämlich das einseitige Vorgehen: von Seiten eines Staates, der peinlich über seine Neutralität wachte, hätte sich die Einleitung oder Begünstigung von Friedensverhandlungen unbedingt von Anfang an unmißverständlich gleichzeitig an beide Kriegslager richten sollen.

Bundesrat Hoffmann sah sofort ein, daß er die aufs höchste erregten Gemüter nur durch seinen sofortigen Rücktritt einigermaßen beruhigen konnte. Er erklärte denn auch schon am nächsten Morgen, daß er den Schritt aus eigener Entschließung und Verantwortung unternommen habe, um den Frieden anzubahnen und dem Lande zu dienen, und daß unter keinen Umständen seine Mitarbeit im Bundesrat «eine Quelle des Mißtrauens, der Uneinigkeit, der Zerfahrenheit werden» dürfe. Bundespräsident Schultheß fügte in der Sitzung der Bundesversammlung vom 19. Juli hinzu: «Der Bundesrat bestätigt die Erklärung des Herrn Bundesrats Hoffmann in allen Teilen. Er hat von seinem Schritte keine Kenntnis gehabt. Wäre er von Herrn Hoffmann begrüßt worden, so hätte er diesen gebeten, hiervon abzusehen. Wir trennen uns

von Herrn Hoffmann mit schmerzlichen Gefühlen. Er hat durch seine Intelligenz, Arbeitskraft und Hingebung dem Lande in schwerer Zeit unschätzbare Dienste geleistet. Seine Gesinnung ist über alle Zweifel erhaben. Er hat nur im Landesinteresse handeln wollen. Wir danken dem Scheidenden im Namen des Landes. Das, was er dem Lande geleistet hat, bleibt unvergessen.» Eine Woche später, in der es in welschen und tessinischen Städten nicht an Protestversammlungen fehlte, wählte die Vereinigte Bundesversammlung im 72jährigen Genfer Gustav Ador, welcher dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz vorstand, einen Mann, der das volle Vertrauen der Westmächte genoß. Arthur Hoffmann aber kehrte in seine Vaterstadt St.Gallen zurück, welche ihn zu neuen Ämtern berief, in denen er wiederum als verantwortungsbewußter Bürger seinen Mann stellte. Die ostschweizerische Heimat stand auch in den schwersten Tagen zu ihrem Bundesrat. Zu vielen Hunderten traten die Bürger in St.Gallen und in Uznach zu Tagungen zusammen, um «Hoffmann des Dankes und des unerschütterlichen Vertrauens» zu versichern.

Flüchtlinge und Internierte

Wenige Wochen, ehe der Fall Hoffmann die Gemüter erregte, hatte das wilhelminische Deutschland einen andern Weg beschritten, um das Zarenreich als Gegner im Osten loszuwerden. In plombiertem Eisenbahnwagen verließ Lenin, der auf den Konferenzen von Zimmerwald (1915) und Kiental (1916) zum Haupt der Kommunisten emporgestiegen war, am 9. April 1917 die Schweiz, um in Rußland die Revolution auszulösen, was er in einem Sinne und einem Maße besorgte, wie es die Leute, die ihm die Fahrt über Berlin und Stockholm nach dem damaligen Petrograd ermöglichten, nicht ahnten. Es war eine Abreise, welche Weltgeschichte machen sollte!

Inzwischen kamen andere Russen in die Schweiz. Auf dem Platzkommando in Sankt Gallen erschienen oft russische Soldaten, die aus österreichischen und deutschen Gefangenenlagern entwichen waren. Einige krochen aus Güterwagen, in die sie sich versteckt hatten, andere kletterten am Gitterwerk der Rheinbrücken nachts über den Grenzstrom. Viele erreichten schwimmend das schweizerische Ufer. Wie erfinderisch die Not machte, sah man aus den aus Tüchern und Ästen geflochtenen und von

Blechdosen als Schwimbern verfertigten Booten, womit solche Abenteurer sich selbst über den Bodensee wagten.

Schon früher waren deutsche Internierte eingetroffen. Sie besuchten in St. Gallen die Hochschule in solcher Zahl, daß es in manchen Vorlesungen mehr uniformierte Deutsche als schweizerische Zivilisten gab. Auch der Erzbischof Dr. Michael Faulhaber, der den Grad eines Generalleutnants bekleidete, erschien bei seinem St. Galler Besuch am 22. Juli 1918 in militärischer Begleitung. Tags darauf predigte er in der Klosterkirche. Verglichen mit der Kriegsnot in andern Ländern, waren die Verzichtete der schweizerischen Bevölkerung erträglich. Untersagte die Regierung jegliches Fasnachtstreiben, verlor St. Gallen zwei von seinen fünf Schnellzugsparen und versorgte das städtische Gaswerk, das neben der rar gewordenen Kohle nun auch Holz und Torf verfeuerte, seine Kunden nur mit bedeutend weniger Gas als früher, so blieben einem doch die Blutopfer erspart, die von den Nachbarvölkern in unerhörtem Maße gefordert wurden. Alle schweizerischen Wehrmänner, die im Laufe von vier Jahren im Aktivdienst starben und mit militärischen Ehren bestattet wurden, hätten zusammen ein starkes Bataillon ergeben. Nun aber war in den letzten Kriegsmonaten und in den Wochen nach dem Waffenstillstand die dreifache Zahl an toten Kameraden zu beklagen. Sie fielen einer Krankheit zum Opfer. Der Würgeengel der Grippe ging um.

Die verheerende Grippe

Die Grippe (von russisch chrip = Heiserkeit) trat als meistens harmlose Influenza fast jährlich auf. Bei der Epidemie von 1918/1919 aber kamen besonders häufig Entzündungen der Lungen, des Gehirns und des Herzmuskels hinzu, und diese Komplikationen erhöhten die Sterblichkeit sehr. Im Kanton St. Gallen zählte man schon bis Ende Januar 1919 insgesamt 66 450 Grippefälle, von denen rund 1100 tödlich verliefen; die Zahl der Todesopfer stieg schließlich auf 1436 an. Besonders groß war infolge des Militärdienstes der Verlust an 20- bis 40jährigen Männern und an Priestern, von denen im Kanton St. Gallen 25 an der Grippe starben. Der unheimliche Seuchenzug begann im Sommer. Die Behörden versuchten ihm mit Versammlungsverboten zu begegnen, die aber zum Teil nur lässig befolgt wurden. Verhängnisvoll war es, daß in der ersten Hälfte Novem-

ber große Truppenmassen zusammengezogen werden mußten, um erst eine äußere und dann eine innere Gefahr zu bekämpfen, was die Militärspitäler mit grippekranken Soldaten überfüllte. Tag für Tag mußte in St. Gallen ein neuer Bau mit Patienten belegt werden, am 18. November die Kaserne, am 19. Turnräume, am 20. die Tonhalle und am 21. der «Schützengarten». So war der Einsatz der Truppe nach innen und außen zum Vorneherein geschwächt.

Generalstreik 1918

Kaum war die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn im Spätherbst 1918 so erschöpft und von den Sonderbestrebungen ihrer vielen Volksstämme so zersetzt, daß sie zum Waffenstillstand bereit war, so brachen im benachbarten Vorarlberg Unruhen aus, die eine Verstärkung des schweizerischen Grenzschutzes erforderten. Neben jungen Truppen marschierten auch durch Generalmarsch und Glockengeläute aufgebotene Männer des Landsturms an den Bodensee und an den Rhein, um dafür zu sorgen, daß die in Österreich und auch im kriegsmüden Deutschland ausgebrochenen Revolutionen nicht über die Schweizer Grenze hereindrängten. Inzwischen war aber in der Schweiz selbst ein Revolutionsherd erglüht. Am gleichen 11. November, da an der Westfront im Walde von Compiègne die deutschen und französischen Unterhändler den Waffenstillstand unterzeichneten, wurde in der Schweiz der Generalstreik proklamiert.

Der Streik war ein Kampfmittel der Arbeiterbewegung. Ihre Führer hoben das Kraftbewußtsein des Mannes an der Maschine: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will! Mitunter führten gegen Ende des Krieges auch andere Unzufriedene einen solchen Schlag (strike, englisch = Schlag, Streich). So gab es in St. Gallen gegen Kriegsende einen «Meisterstreik» der Metzger und im Kanton einen solchen mißvergnügter Jäger. Ungleich tiefer wurzelte und viel größere Folgen aber hatte der Generalstreik vom November 1918. Man hörte aus dem Aufruf zum Niederlegen der Arbeit den Notschrei Darbender, die über die unzureichende Für- und Vorsorge ungehalten und über die Kriegsgewinnler ergrimmt waren; man vernahm aber aus der Streikparole auch den Ruf zur Machtübernahme einer Schicht, die sich zurückgesetzt vorkam und nun hoffte, in der Strömung der europäischen Revolutionsflut zur Führung im Staate emporgetra-

gen zu werden. Am 8. November erließ das Oltener Aktionskomitee zusammen mit dem Bundeskomitee des schweizerischen Gewerkschaftsbundes an die Arbeiterschaft von 19 Städten, darunter St. Gallen, Rorschach und Rapperswil, eine Proklamation, in welcher sie zu einem 24stündigen Proteststreik gegen die «Unverantwortlichkeit der militärischen und bürgerlichen Diktatur» aufforderten. In St. Gallen wurde dieser Proteststreik nicht befolgt. Als aber auf den 11. November der Generalstreik für das ganze Land proklamiert wurde, legte die organisierte Arbeiterschaft ihre Arbeit nieder. In Uzwil beschlossen die Metallarbeiter indessen, nicht in den Streik zu treten. Es erschienen keine Zeitungen, die Straßenbahn ruhte, und da auch die Eisenbahner in den Ausstand traten, mußten die St. Galler Parlamentarier nachts in Automobilen in die auf den 12. November einberufene Bundesversammlung reisen. Der Große Rat sollte zu seiner ordentlichen Herbstsession zusammentreten, vertagte sich aber auf Antrag der sozialdemokratischen Fraktion angesichts der Zeitlage. Der Regierungsrat aber erließ einen Aufruf, in welchem er die Bürger einlud, «Bundesrat, Armee und Lokalbehörden in ihrem Bemühen, Gesetz und Recht aufrecht zu erhalten», zu unterstützen. Der St. Galler Bahnhof wurde besetzt. Als ein militärisch gedeckter Güterzug eintraf, den Ingenieure führten, begrüßte die Bevölkerung seine Ankunft lebhaft. Automobile sorgten beim Ausfall der Züge für regelmäßige Milchzufuhr. Da in den Stickereigeschäften gearbeitet wurde, versuchten Streikende, die Arbeitswilligen von ihrem Werkort fernzuhalten. Darüber kam es in der Vadian-, Kornhaus- und Teufenerstraße zu Volksaufläufen, deren indessen Militär und Polizei bald Herr wurden. In Rorschach mußten Ladenbesitzer aber nach heftigen Ausschreitungen Streikender ihre Geschäfte schließen. Auch in Buchs kam es zu heftigen Auftritten mit dem streikenden Bahnpersonal. Nun erhielten streikende Eisenbahner militärische Aufgebote. Wer sich ihnen widersetzte, konnte verhaftet werden, was in etwa dreißig Fällen geschah. Mit großer Freude begrüßte es das St. Galler Bürgertum, daß am 13. November abends zehn Uhr ein Militärzug von Sargans (Schützenbataillon 8) und von Kaltbrunn her das Glarner Bataillon 85 eintrafen. In den gleichen späten Abendstunden hielt das Oltener Aktionskomitee das Ultimatum des Bundesrates zum Abbruch des Streiks in den Händen. Da die Streikleitung einsehen mußte, daß die Truppe der Regierung gehorchte, das

Volksheer also die Volksherrschaft schützte und sich auch die Werktätigen in den Fabriken und in öffentlichen Betrieben nicht auf die Dauer zum Widerstand mitreißen ließen, kapitulierte sie nach wenigen Stunden bedingungslos. Nach 60stündiger Dauer ging der Generalstreik zu Ende.

Neue Sozialpolitik

Der Abbruch mochte dem Oltener Komitee umso leichter fallen, als es erwarten konnte, daß die Bundesversammlung grundsätzlich gewillt war, auf billige Wünsche der Arbeiterschaft einzugehen, wie z. B. die Einführung der 48-Stunden-Woche, die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung und die Vorverschiebung der neuen Nationalratswahlen auf Grund der einen Monat zuvor von Volk und Ständen gutgeheißenen Verhältniswahl. Die ersten «Proporzwahlen» ergaben denn auch Ende Oktober 1919 in der Eidgenossenschaft den erwarteten Ruck nach links. Verfügte bisher der Freisinn mit seinen 102 radikaldemokratischen Vertretern über die absolute Mehrheit, so sank die Zahl seiner Vertreter nun auf 58, d. h. unter einen Drittel. Die Gewinner waren freilich nicht nur die Sozialdemokraten, welche allerdings die Zahl ihrer Mandate von 19 auf 41 zu erhöhen vermochten, sondern auch die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, welche sich von den Freisinnigen löste und in den neuen Rat nun gleich mit 31 Vertretern einzog. Die st. gallischen Verhältnisse wurden von dieser Umschichtung im Parteiwesen weniger betroffen als die schweizerischen insgesamt. Die Bauern- und Mittelstandsbewegungen trennten sich von den bürgerlichen Stammparteien der Liberalen und Konservativen nicht nennenswert. Die Richter waren einsichtig genug, um an den Anstiftern des Generalstreiks keine blinde Rachejustiz zu üben. Wer auf die Zeichen der Zeit achtete und das Gewissen mitsprechen ließ, wußte, daß das Zeitalter des schrankenlosen Kapitalismus vorüber war.

Zusammenbruch zweier Kaiserreiche

Noch viel stärker als in der Schweiz mußte man im deutschsprachigen Ausland den Eindruck einer Zeitenwende gewinnen. War der deutsche Kaiser Wilhelm II. im Herbst 1912 vielen Schweizern als die «glänzendste Erscheinung des Jahrhunderts» vorgekommen,

so machte er in der Niederlage eine recht klägliche Figur. Die Novemberunruhen von 1918 drängten ihn vom Throne und aus seinem zur Republik gewordenen Reich nach den Niederlanden. Der greise Kaiser der Donaumonarchie mußte das gleiche Schicksal nicht mehr erleben. Nach 68 Jahren wechselvoller Regierung starb Franz Joseph mitten im Kriege, vor dessen Ausbruch er 1909 auch in der Ostschweiz freudig empfangen worden war, als ihn der geschmückte Dampfer «Kaiserin Elisabeth» in majestätischer Fahrt in die Rorschacher Buch getragen hatte, wo eine Abordnung des Bundesrates zu seiner Begrüßung erschienen war. Nun suchte am gleichen Gestade sein unglücklicher Großneffe Karl mit seiner Gemahlin Zita aus dem Hause Bourbon-Parma ihre erste Zuflucht. Der ebenfalls von einer neuen Republik abgesetzte Monarch reiste am 24. März 1919 bei Buchs in die Schweiz ein. Auf dem Bahnhof Staad wartete die Mutter der Kaiserin auf den Sonderzug. Als Herrin von Wartegg öffnete sie dem verbannten Paare, das vier Knaben mitbrachte und ein fünftes Kind erwartete, ihr Schloß. Dort verbrachte die Familie acht Wochen der Erholung. Nach einem Aufenthalt in Prangins (Waadt) unternahm Kaiser Karl vom Schlosse Hertenstein am Vierwaldstättersee aus einen Restaurationsversuch, der aber mißlang. Vor der Abreise nach der Insel Madeira weilte die kaiserliche Familie 1922 nochmals auf Wartegg. Die Bauern am Rorschacherberg waren etwas verlegen, wie man den hohen Gast aus der Wiener Hofburg anzureden habe. Sie begrüßten ihn schließlich mit einem freundlichen «Grüezi, Herr Kaiser». Es war eine Zeit angebrochen, in der sich hohe Häupter und einfache Leute schlichter begegneten. Rückten wohl auch die verfeindeten Völker näher zusammen?

II

Behauptung der Demokratie im Zweiten Weltkrieg

Im Zeichen des Völkerbundes

Als der Erste Weltkrieg zu Ende gegangen war, hallte der Ruf «Nie wieder Krieg!» rund um die Erde. Die Menschheit hatte mit zehn bis zwölf Millionen Toten dafür gebüßt, daß es ihr nicht gelungen war, die Spannungen zwischen den Staaten mit friedlichen Mitteln zu beheben. Niemand ahnte damals, daß die Völker zwei Jahrzehnte später einem zweiten Weltkrieg, der gar dreimal so viele Opfer kosten sollte, entgegentreiben werde. Wer hatte versagt? Was für Triebe aus der Tiefe hatten den Vorsatz der Menschen guten Willens zunichte gemacht?

Der Völkerbund erfüllte einige der in ihn gesetzten Hoffnungen während gut zehn Jahren. Leider wuchs er sich nicht zur dauernden Friedenssicherung auf weltweiter Grundlage aus. Daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika dem großangelegten Werk ihres Präsidenten Wilson fernblieben, war ein übles Vorzeichen. Im besiegten Deutschland, welches zwar nach einigen Jahren in den Völkerbund aufgenommen wurde, sahen nationale Kreise in ihm ein Anhängsel des demütigenden Friedens von Versailles. Japan begann, wie zum Hohn auf die in Genf zusammengetretene Abrüstungskonferenz, im Fernen Osten einen Krieg mit China, und auch Italien kümmerte sich bei seinem Angriff auf das Kaiserreich Abessinien nicht um den Einspruch des Völkerbundes, hinter dessen Beschlüssen keine zwingende Macht stand. Alle diese drei überfüllten Staaten glaubten, bei der Teilung der Welt zu kurz gekommen zu sein, und erhoben den Anspruch auf ein Reich, das ihrer Volkszahl und ihrer Tüchtigkeit entspreche. Diese Forderung wurde der eigenen Nation mit allen Mitteln alten Blutglaubens und moderner Propaganda eingehämmert. So entzündete sich ein patriotisch-religiöser Fanatismus, welcher keine Opfer scheute, dem abgöttisch verehrten Heilsmann blindlings folgte und sich von ihm alle Mittel heiligen ließ.

Faschismus

Als der Duce Benito Mussolini nach dem Marsch auf Rom im Oktober 1922 in Italien die Macht übernahm, erwies er sich zuerst

als Organist großer Stils. Sein Faschismus uniformierte einen Teil des Volkes, das fortan straffer geführt werden sollte. Der Verkehr klappte wie nie zuvor. Große Baupläne wirkten der Arbeitslosigkeit entgegen. Viele Italiener aus unserm Landesteil zogen heim. Der Heimruf der Irredenta bezog sich im Kreise um die Zeitschrift «Adula» sogar auf die Ostschweizer selbst. Bald drohend laut, bald einschmeichelnd leise wurde erst erklärt, daß alle Italienischsprechenden zu Italien gehörten. Dann behaupteten unbedenkliche Werbeleute keck, auch das Rätoromanische sei eigentlich nur eine Mundart des Italienischen. Weil nun aber, so folgerte die Machtgier weiter, das Rätoromanische einst bis zum Bodensee hinunter gesprochen wurde, so reiche nun auch der Anspruch Italiens bis dorthin. Im Bestreben, solchen Annahmen einen Riegel zu stoßen, erhob das Schweizer Volk in der denkwürdigen Abstimmung vom 20. Februar 1938 das Rätoromanische mit einer Mehrheit von über neun Zehnteln – im Kanton St. Gallen mit 91,5 % – zur vierten Nationalsprache.

Wenige Wochen nach diesem nationalen Ereignis wurde in allernächster Nähe ein Anschluß nicht nur gefordert, sondern kurzerhand vollzogen. Es war der Anschluß des Nachbarlandes Österreich an das Dritte Reich Adolf Hitlers. Da diese Machtpolitik ihre drohenden Schatten auch auf den Grenzkanton St. Gallen warf, sei sie in knappen Zügen dargestellt.

Nationalsozialismus

Der Aufstieg des deutschen Diktators Adolf Hitler war jäh und schien beinahe mit Naturgewalt vor sich zu gehen. Der beschwörende Redner wandte sich denn auch an die Kräfte, die in Blut und Boden schlummern sollten. Die germanische Rasse, vorab das deutsche Herrenvolk, sei zur Herrschaft berufen, und die Juden seien als hinterhältige Widersacher auszutilgen. Dieser Antisemitismus kostete im Laufe von zehn Jahren rund sechs Millionen Juden das Leben. Auch das Christentum sollte nach der Ansicht mancher Mystiker einem urgermanischen Kult weichen, und die in den Kirchen gepredigte Sittenlehre der Demut wurde von der Kraftmoral der Ordensburgen angegriffen. Die Familie hatte sich ebenfalls den Forderungen der Partei der Brauhemden zu beugen. Diese schrieb sich vor allem die Wiederherstellung der deutschen Waffenherrlichkeit und Macht auf ihr Banner. Daneben versprach sie auch, die un-

heimlich drückende Arbeitslosigkeit zu beheben – es standen anfangs 1932 sechs Millionen Deutsche arbeitslos herum. Da Wirtschaft und Gesellschaft derart arg darniederlagen und die bisherigen, mit Zahlungen der Kriegsschulden sehr beschwerten Regierungen das Übel nicht zu meistern vermochten, trauten immer mehr Deutsche schließlich dem Großsprecher, welcher nicht nur den Ausweg aus der Not, sondern sogar einen Aufstieg zu neuer Weltgeltung versprach. Als Adolf Hitler, der Führer der «Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP)», anfangs 1933 nach seiner gemeinsamen, mit den Deutschnationalen gewonnenen Wahlschlacht die Macht aus der Hand des greisen Reichspräsidenten von Hindenburg empfing, vermochte der neue Kanzler die Arbeitslosigkeit in der Tat zu mildern. Es geschah aber nicht im Zeichen friedlicher Wohlfahrt, sondern planmäßiger Rüstung für kommende Drohpolitik und Waffengänge. Die Hochfinanz der Schwerindustrie unterstützte den «Trommler», der ihnen Riesenaufträge verhiess, nicht minder eifrig als die Großgrundbesitzer, welche in ihm eine Art Drachentöter, d. h. den Retter vor dem aus dem Osten heranschleichenden Kommunismus sahen, dem die trostlose Masse der Arbeitslosen zu erliegen drohte. Hitler steckte bald Hunderttausende in den Waffenrock. Im Frühjahr 1935 erklärte er selbstherrlich, Deutschland nehme seine Wehrhoheit zurück, und damit fühlte er sich nicht mehr an die Schranke gebunden, ein Heer von höchstens 100 000 Mann auszurüsten. Die neue deutsche Wehrmacht wurde mit den besten Waffen ausgestattet und jagte in kurzer Zeit denn auch bei politischen Zwischenfällen den bisherigen Großmächten den von den Braunhemden gewünschten Schrecken ein.

Der Anschluß Österreichs im März 1938

Der Erfolg dieser ungehemmten Machtpolitik, aber auch der rauschhafte Einschlag der «Bewegung» gegenüber herkömmlicher Politik, welche vorab der Jugend als ein wenig verlockendes Treten an Ort erschien, zündete wetterleuchtend über die Landesgrenzen hinweg. War es schon in der Schweiz wenige Wochen nach Hitlers Aufstieg zur Macht zum «Frontenfrühling» gekommen, in welchem vorab junge Burschen nach einem mehr oder weniger schweizerischen Gegenstück der Erneuerungen im südlichen und im nördlichen



Verpflegung im Felde, Zeichnung von Charles Hug aus St. Gallen. (Aus dem Buch «Rost und Grünspan» mit freundlicher Bewilligung des Artemis-Verlages Zürich)

Nachbarstaat suchten, so erfaßte im deutschsprachigen Österreich, das die Niederlage von 1918 miterlitten und auch seither schwere Not erduldet hatte, der Wunsch, Hand in Hand mit dem sich wirtschaftlich erholenden Dritten Reiche, eine Besserung zu erleben, bald weitere Kreise des darbenenden Nachbarvolkes. Der mächtige deutsche Führer anerkennen sich zudem, Österreich aufzuhelfen. Allerdings bedeutete dieses «Heim ins Reich», wie die einsichtigen Staatsmänner wohl merkten, die Preisgabe der Eigenstaatlichkeit und bedrohte alle vom Nationalsozialismus abweichenden Überzeugungen. Daher waren die Sozialisten und die Katholiken gegen das eindringende Hitlerium. Da griff der gebürtige österreichische Hitler, im unbeugsamen Willen, seine Heimat gefügig zu machen, zu den Mitteln des Kalten Krieges. Zu dieser «erweiterten Strategie» gehörte die «Tausendmarksperr», welche jeden ausreisenden Deutschen zwang, einen hohen Betrag an der Grenze zu hinterlegen. Diese Maßnahme lähmte den Fremdenverkehr mit Österreich sehr empfindlich. Im verhängnisvollen Presseabkommen vom 11. Juli 1936 sicherten sich die Großmacht und der Kleinstaat freundschaftliche Beziehungen zu, die vor allem darin bestanden, daß die Regierungen nicht geschmäht werden sollten. Seither hatte das Dritte Reich leichtes Spiel, seine Werbung zu verstärken, und der Gedanke eines Zusammenschlusses, dem der sogenannte Austrofaschismus indirekt seit Jahren vorgearbeitet hatte, gewann Tag für Tag an Boden. Zugleich sah Deutschland die Möglichkeit einer direkten Verbindung mit Italien. Die «Achse» Rom-Berlin entstand. Nach den Olympischen Spielen im August 1936 erschien im September Mussolini zu einem «triumphalen Einzug» in Berlin. Die Verhandlungen des nächsten Jahres zeigten die Westmächte in eigenartiger Hilflosigkeit, was Hitler natürlich zum kecken Zugriff ermunterte. Am 11. März 1938 begann er den Einmarsch in Österreich. Zwei Tage später war der Anschluß machtmäßig vollzogen, und eine Volksabstimmung vom 10. April bestätigte ihn mit dem Nachdruck, den Hitler wünschte und bewirkte.

Feinde der Demokratie – Fronten

Wie verhielt sich der Grenzkanton St. Gallen zu diesen Vorgängen jenseits des Bodensees und des Rheins? Er war als einziger Stand der Schweiz, der an Deutschland und Österreich stieß, den Ereignissen besonders nahe. Zudem lastete die Krise härter auf

ihm als auf den meisten andern Kantonen, so daß sich aus der Unzufriedenheit eine Anfälligkeit hätte ergeben können. Anfangs Februar 1933 zählte man im Kanton St. Gallen beinahe zehntausend Arbeitslose, davon rund ein Drittel in der Stadt. Besonders hart war die Notlage der Sticker im Rheintal, wo sie mit Trommeln und Trompeten auszogen und sich zu Tausenden auf Protestversammlungen vereinigten oder auch etwa Brücken besetzten, um die Ausgabe von Stickereiaufträgen an die billiger arbeitenden Vorarlberger zu verhindern. Es war auch mit der Wühlarbeit nationalsozialistischer Ausländer zu rechnen. Sie besaßen in Wilhelm Gustloff in Davos bereits ihren «Landesführer» für den «Gau Schweiz». Das Polizeidepartement des Kantons St. Gallen ersuchte ihn am 10. April 1935 um Namen und Adressen der im Kanton St. Gallen wohnenden Personen, die zu «unbedingtem Gehorsam gegen den Führer» verpflichtet worden seien. Drei Tage darauf erklärte der Regierungsrat dem Großen Rat, daß ihm die an verschiedenen Orten des Kantons St. Gallen entstandenen Sektionen und Stützpunkte ausländischer Parteiorganisationen und deren auffallend rührige Propaganda bekannt seien und daß er gemeinsam mit der Bundesanwaltschaft ihre Tätigkeit beobachte. Als die Deutschen auf weithinschauender Stelle über St. Gallen ein Kriegerdenkmal errichten wollten, untersagte ihnen der Regierungsrat dieses prunkende Bauwerk, das die Bevölkerung nicht nur stoßend, sondern auch verdächtig fand, denn es konnte in kritischen Tagen als Stützpunkt, wenn nicht gar als Festung benützt werden.

Neben den Ausländern gefährdeten aber auch einheimische Leute, selbst wenn sie sich sehr national gebärdeten, die Sicherheit der Schweiz. Am 17. Juni 1933 hielt die «Nationale Front» ihre erste öffentliche Versammlung in St. Gallen ab. Es erschienen über 2000 Anhänger und Neugierige. Der junge St. Galler M. Karrer leitete die Tagung, welche eine einseitige Kundgebung war, denn als nach Oberstdivisionär Sonderegger und Robert Tobler aus Zürich (dem späteren einzigen frontistischen Nationalrat) auch Dr. Ludwig Rittmeyer, der Präsident der Liberalen Jugend, das Wort ergreifen wollte, wurde er vom auswärtigen Saalschutz, der dreißig Mann stark uniformiert erschienen war, nicht nur am freien Wort gehindert, sondern tätlich angegriffen.

Innere Erneuerung der Demokratie

Die gesunden Gegenkräfte der Abwehr ermannten sich. Drei Wochen vor dieser Frontistentagung hatte der überparteiliche Bund «Neue Schweiz» eine Mittelstandstagung in die St. Galler Tonhalle einberufen, welche rund 3000 Teilnehmer vereinigte, die den Worten von Dr. Emil Anderegg über «Geistige Erneuerung» lauschten. Man verstand es hier über dem Bodensee nicht, daß man sich am Genfersee vor dem Diktator Mussolini verneigte. Die st. gallische Jungliberale Bewegung bezeichnete denn auch 1937 die Verleihung des Ehrendoktors an den Duce durch die Universität Lausanne als einen Akt, welcher mit dem Wesen einer wissenschaftlichen Auszeichnung ebenso unvereinbar sei wie mit den Grundsätzen unserer demokratischen Weltanschauung. Auf diese eidgenössische Haltung begann man sich neu zu besinnen. Die Parteien, die von der sozialdemokratischen Linken bis zur konservativen Rechten auf dem bewährten Boden der Volksherrschaft standen, rückten zusammen und boten sich die Hand zur gemeinsamen Abwehr des Ansturms aller Einflüsse, welche die lautere Quelle aus alteidgenössischem Ursprung zu trüben drohten. Eine Grundwelle aus den Tiefen der Geschichte rauschte empor, um zu bezeugen, daß die älteste noch bestehende Demokratie auch eine der lebendigsten sei. Man erkannte im hintersten Dorf, daß der Zusammentritt der Gemeindegossen zu weitgehender Selbstverwaltung kein selbstverständliches Gut sei, sondern eine Gunst und auch ein Auftrag, dessen sich das Geschlecht in der Bedrängnis der Gegenwart würdig zu erweisen habe, um es in die Zukunft hinüber zu retten. Auch der bündische Aufbau der Schweizerischen Eidgenossenschaft gewann auf dem Hintergrund der Diktatur Hitlers, welche in seinem Dritten Reiche die bundesstaatlichen Züge der Weimarer Republik tilgte und die deutschen Länder aufhob, seinen Eigenwert, ganz zu schweigen von der Menschenwürde, welche der von seinem Machtrausch besessene Führer mit Füßen trat. Welch ein Unterschied zwischen Hitler, der sich, wenn er sich unter sein Volk begab, mit einem Aufgebot erkennbarer und getarnter Schutzleute umgeben mußte, und unsern obersten Behörden, die sich frei und unbewacht im Volke bewegten! Am letzten Wochenende im April 1938 begleiteten alle andern sechs Bundesräte Bundespräsident Johannes Baumann auf seinem Gang an die Landsgemeinde von Appenzell Außerrhoden, wo der erste Bürger



Oberrieden am Zürichsee
Vierfarben-Buchdruck aus «Oberrieden Kirche und Dorf», gedruckt bei E. Löpf-Benz AG Rorschach



Ständeratspräsident Ernst Löpf-Benz von Rorschach
und Herausgeber des «Nebelspalter»

des Landes mit dem Degen an der Seite seiner Bürgerpflicht nachkam. Groß war der Jubel der St.Galler, als sie am Vorabend die gesamte oberste Landesbehörde auf den Balkon des Hotels Hecht hinaustreten sahen. Das war sechs Wochen, nachdem das nur wenige Wegstunden entfernte Österreich sich von den Armen des großen braunen Bruders hatte umfassen lassen. Jeder Sendling, der ins Land gekommen wäre, um die Schweiz sturmreif zu machen, hätte bald genug erkennen können, wie hier das Liebeswerben der Lorelei über dem Rhein, der geistig und politisch wie einst im Schwabenkrieg zwei Welten schied, nicht so leicht verfangen konnte. Die städtischen Jungliberalen bekannten sich am 4. April im «Schützengarten» zu zwölf Richtlinien, welche nach dem Verschwinden des ostalpinen Kleinstaates einzuhalten seien. Sie gingen davon aus, daß der Grenzkanton St.Gallen mit einem Schlage «das heikelste und ungeschütteste Stück der Landesmark» aufweise, und forderten unter anderem, daß das Rheintal befestigt und vorab Sargans zu einer Festung ausgebaut werde, die St. Maurice im Wallis gleichkomme. Am 6. April sprachen an einer von der Neuen Helvetischen Gesellschaft und den politischen Parteien in der Tonhalle einberufenen vaterländischen Kundgebung neben Oberstkorpskommandant Wille, dem Sohne des Generals während der Grenzbesetzung des Ersten Weltkrieges, der konservative Regierungsrat Dr. Riedener, der Sozialdemokrat Nationalrat Johannes Huber und der Jungliberale Dr. Rittmeyer mannhaft und eindeutig für die Behauptung der schweizerischen Unabhängigkeit. Anfangs Juli beschloß der Regierungsrat, die Aufnahme der Jungbürger «in den Ring der stimm- und wahlberechtigten Bürgerschaft» künftig feierlich zu gestalten und ihnen das staatsbürgerliche Buch «Du bist Eidgenosse» zu überreichen.

Im Rorschacher Wetterwinkel: Ständerat Löpf-Benz und Carl Böckli

In jener Zeit, da sich die Gewitterwolken über Europa ballten, stieg ein tapferer, im edelsten Sinne freigesinnter Mann aus dem Rorschacher Wetterwinkel in der Eidgenossenschaft zu hohen Ehren empor. Es war Ständerat Ernst Löpf-Benz, welcher, unterstützt vom einfallsreichen und standhaften Künstler Carl Böckli, seinen «Nebelspalter» in den Dienst gegen Machtgier und Ungeist treten ließ. Wohl fehlte es weder oben noch



Die Welt ist mein Zeuge!
Da schreit schon wieder ein Volk nach Erlösung.

übereifrige Pressewächter gab, erfuhr Ständerat Löpfe-Benz in seinem Präsidialjahr 1939. Er empörte sich nach dem Einmarsch der Deutschen in Böhmen über die Erschießung tschechischer Studenten und erteilte einem Künstler den Auftrag zu einem Doppelbild: neben diesen Opfern brutaler Gewalt sollte Hodlers «Auszug der Jenenser Studenten» zu sehen sein, um der Zeit ins Gewissen zu rufen, daß es einst zur Zeit Napoleons auch in Deutschland Ehrensache junger Akademiker gewesen sei, für die Freiheit gegen einen Zwingherrn, der Europa knebeln wollte, ins Feld zu ziehen. Als ein Kreischef der Abteilung Presse und Rundspruch diese Veröffentlichung heftig tadelte und den Antrag stellte, den freimütigen «Nebelspalter» unter Vorzensur zu stellen, verwahrte sich Löpfe-Benz mit Erfolg beim Chef der Presseüberwachung, Oberst Plancherel, achtete die Begründung des Herausgebers: «Schweigen schien mir in diesem Falle Schwäche. Schwäche aber fördert den Respekt vor uns nicht.» Immerhin bequemte man sich im Bundeshaus später zum Zugeständnis, daß die Person des Führers nicht im Zerrbild erscheinen dürfe.

Innere und äußere Aufrüstung

In St.Gallen und in Wattwil sprach in jenen Jahren der Entscheidung der große vaterländische Mahner Prof. Karl Meyer aus Zürich. Mit der Urgewalt seines wuchtigen Wortes beschwor er die Versammlungen, die tausend und mehr Hörer umfaßten, in elfter Stunde auf dem Gebiete des Militärwesens und der Wirtschaft zum Rechten zu sehen. Als Vorkämpfer der Aufrüstung erschien Bundesrat Rudolf Minger in St.Gallen. Seine kernige berndeutsche Rede, aber auch sein Mut, sich jeder Auseinandersetzung zu stellen, trugen viel dazu bei, den Wehrgedanken im Volke neu zu verankern. Angesichts der ständig steigenden Bedrohung gaben 1935 auch die Sozialdemokraten ihren Widerstand gegen die Armee auf. Mingers Wehrvorlage wurde denn auch vom St.Galler Volk überzeugend gutgeheißen. Als Mitte Oktober 1936 bekannt wurde, daß die Wehranleihe mit über dreihundert Millionen überzeichnet wurde, läuteten gemäß einer Einladung der Bundesbehörden sogar die Glocken der städtischen Kirchen eine Viertelstunde lang. Von der Falkenburg hernieder donnerten zweiundzwanzig Schüsse über die Hauptstadt des Kantons, in welchem nahezu 14 000 Zeichner mit über 18 Millionen sich an der

draußen an Versuchen, der humoristisch-satirischen Wochenschrift die Narrenfreiheit zu beschränken. Das deutsche Regiment, dem mit der Seele auch echte Heiterkeit abging, versuchte dem «Nebelspalter» einen Maulkorb umzulegen, denn er wurde trotz allen Verboten und Drohungen in beträchtlichen Stößen immer wieder über die Grenze in die deutsche Nachbarschaft geschmuggelt. Der deutsche Gesandte wurde schließlich bei Bundesrat Motta vorstellig und erklärte, diese freimütige Sprache des «Nebelspalters» sei umso anstößiger, als sein Herausgeber Vizepräsident des schweizerischen Ständerates sei. Da holte unser «Außenminister» Bundesrat Motta die Bundesverfassung vom Buchgestell und schlug den Artikel 55 auf, welcher allen Schweizern, also auch Parlamentariern, die Pressefreiheit gewährleistet. Die totalitär gesinnten Anhänger des Dritten Reiches konnten nicht verstehen, daß der freiheitliche neutrale Staat seiner Presse keine Gesinnungsneutralität auferlegte. Die Schweizer Zeitungen waren eben nicht die «Stimme der Schweiz», sondern nur Stimmen in der Schweiz. Der Bundesrat tat sicher gut daran, nicht von dieser Linie abzuweichen: im Falle einer Vorzensur hätte man ihm ja jede ausfällige Bemerkung als behördlich gebilligt angekreidet. Daß es auch so noch

Anleihe beteiligt hatten. Der Luftschutz wurde vorbereitet, und Verdunkelungsübungen wurden in wachsenden Umkreisen durchgeführt.

Immer deutlicher wurde es den verantwortlichen Behörden und Bürgern, daß den auf der Schattenseite der Volkswirtschaft stehenden Mitbürgern geholfen werden mußte. Wer als Arbeitsloser stempeln ging, wurde den Eindruck nicht los, in den Geruch eines Almosenempfängers geraten zu sein, weil die verantwortlichen Leiter in Wirtschaft und Gesellschaft nicht rechtzeitig und umsichtig genug für sinnvolle Beschäftigung gesorgt hatten. Die Meldungen, daß in Deutschland die Zahl der Arbeitslosen dank großzügiger öffentlicher Werke, wie der Reichsautobahnen – freilich auch infolge der Aufrüstung – rasch sank, konnten sich politisch verhängnisvoll auswirken. Der Bundesrat bekämpfte zwar die von der Linken vertretene «Kriseninitiative» und schickte gleich drei seiner Mitglieder als Sprecher gegen die Vorlage in den Kanton St. Gallen: Bundesrat Meyer sprach in Rapperswil, Bundesrat Etter in Uzwil und Bundesrat Obrecht in Wattwil und St. Gallen. Nach einem harten Abstimmungskampf, welcher rund eine Million Mitbürger an die Urnen rief, entschied sich das Volk 1935 gegen diese «Kriseninitiative». Ein gutes Jahr später versprach sich der Bundesrat von der Abwertung ein gutes Heilmittel gegen die stockende Ausfuhr. Die Abwertung des Schweizer Frankens um 30 Prozent machte die Schweiz jedenfalls auf dem Weltmarkte wettbewerbsfähiger, und mehr Fremde bevölkerten die Gasthöfe des billiger gewordenen Landes. Zudem wurden nun Werke des Verkehrs (zum Beispiel die Fürstenlandbrücke) und der Bodenverbesserung (zum Beispiel der Plan der Melioration der Rhein- und der Linthebene) kräftiger gefördert als zuvor. Daß indessen der wirtschaftliche Aufschwung bei menschlichem Niedergang das Leben nicht erstrebenswerter machte, hörte man aus den Berichten der jüdischen Flüchtlinge, welche zu Hunderten bei Diepoldsau den Alten Rhein durchwateten und zunächst in einem Auffanglager beherbergt wurden. Hören wir aus dem Chor der an die Schweizer Grenze Herandrängenden eine bekannte für viele halberstickte Stimmen. Wie einst im Dreißigjährigen Kriege die Schweiz dem deutschen Dichter Grimmelshausen als ein Paradies des Friedens vorkam, so verdichtete sich für den Schriftsteller Stefan Zweig und viele andere Flüchtlinge der Name des Brückenkopfes Buchs zum Inbegriff der Rettung.

Hitlers Signal zum Zweiten Weltkrieg

Im Jahre 1939 verfinsterte sich der politische Horizont zusehends. Wohl hatte Hitler im Münchner Abkommen der vier Großmächte Ende September 1938 feierlich erklärt, er erhebe nach dem Zugeständnis, daß die Tschechoslowakei die sudetendeutschen Gebiete dem Dritten Reiche abtrete, keine weiteren Landansprüche mehr. Der britische Vertreter Chamberlain war frohlockend mit der Botschaft «Friede für unser Zeitalter!» nach England heimgekehrt, wo der klarblickende und über die schwache Politik des Westens aufgebrachte Churchill knurrte: «Wir hatten zwischen Krieg und Schande zu wählen. Wir wählten die Schande und werden den Krieg haben.» Er sollte bitter recht behalten. Hitler schreckte weder vor Wortbruch noch vor jähem Verleugnen seiner Leitlinien zurück. Hatte er bisher betont, daß er nur alle Deutschstämmigen vereinigen wolle, so zog er nun ein europäisches Leitbild auf, nach welchem im größeren Reichsverband neben Germanen auch andere Völker ihren – wenn auch untergeordneten – Platz finden sollten. Die Slawen bekamen Einbezug und Vorherrschaft als erste zu kosten. Der «Erlaß über das Protektorat Böhmen und Mähren» gliederte im März 1939 diese beiden Länder dem Deutschen Reiche ein, und die Slowakei hatte sich unter den «Schutz» des Reiches zu stellen. Anfangs April wollte Mussolini bei dem Zugriff auf östliche Nachbarschaft auch nicht dahinten bleiben. Er besetzte am Karfreitag das Königreich Albanien jenseits der Adria. Als Deutschland bereits Truppen im Memelgebiet zusammenzog und Danzig bedrohte, wo der Schweizer Carl J. Burckhardt als Völkerbundskommissar amtierte, gab der ernüchterte Chamberlain die Erklärung ab, daß Frankreich und Großbritannien Polen im Falle eines deutschen Angriffs beistünden. Dieser Ernstfall trat am 1. September 1939 ein: Hitler, der Ende Mai mit Mussolini ein Militärbündnis, den sogenannten Stahlpakt, und Ende August mit Sowjetrußland einen Nichtangriffspakt geschlossen hatte, trat zum Angriff auf Polen an, das er in wenigen Wochen niederrang. Die beiden Westmächte erklärten am 3. September dem Deutschen Reiche den Krieg, und wenn sie auch keinen Angriff über das Meer und aus den Wällen der französischen Festungen der Maginotlinie unternahmen, so hatte damit doch der Zweite Weltkrieg begonnen, der über zweitausend Tage dauern sollte.

Landesausstellung – Wehrbereitschaft – General Guisan

Eine eigenartige Fügung brachte es mit sich, daß der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, wie ein Vierteljahrhundert zuvor der Beginn des Ersten, das Schweizer Volk während der Hochstimmung einer Landesausstellung erschütterte. Die am 5. Mai 1939 eröffnete Zürcher «Landi» war der Inbegriff dessen, was im besten Sinne schweizerisch war. Sie prägte einen schlichten und redlichen Stil und stellte dem Kleinstaat vor Augen, worin er eine innere Größe gewinnen konnte und weiterhin könne. Der Höhenweg mit dem Werdegang des freien Volkes, mit dem Bekenntnis zu den dreitausend Gemeinden, von denen viele auch in st. gallischen Landen ihre Wappen auf diesen Anlaß hin wählten, hob das Selbstgefühl der Eidgenossenschaft. Die drei Kreuze, nämlich das christliche, das schweizerische sowie das Rote Kreuz, standen wie Wegweiser vor dem Besucher, und auch der kraftvolle Soldat, der den Waffenrock anzieht, fehlte nicht. Dieses Vorbild der «Wehrbereitschaft» wurde, ehe die Ausstellung ihre Pforten endgültig schloß, von Hunderttausenden befolgt. Wer am Auslandschweizertag, dem letzten Großanlaß, zugegen war, ahnte das Kommende, als Oberstkorpskommandant Henri Guisan sich in seiner Ansprache plötzlich zu Bundesrat Motta wandte und, die Hand zum militärischen Gruß erhoben, erklärte, daß die Armee für den Ernstfall bereitstehe. Der Monat war noch nicht zu Ende gegangen, als der hohe welsche Offizier von der Vereinigten Bundesversammlung beinahe einmütig zum General gewählt wurde. Motta aber, der greise Leiter unserer Außenpolitik, der im Völkerbund weltweites Ansehen genoß, hatte im Vorjahre der Schweiz die vollständige Neutralität zurückgewonnen und mußte einsehen, daß seine Hoffnung, die Genfer Organisation sichere den Frieden, gescheitert war. Er war bereits ein gezeichneter Mann und starb, ehe ein halbes Jahr vorbei war. So mußte er es also nicht mehr erleben, daß auch Italien, dem er schon aus sprachlichen Gründen sehr nahestand, ebenfalls in den Krieg eintrat.

Als der Morgen des 29. August graute, sah man an den Anschlagstellen die roten und gelben Plakate, welche die Grenzschutztruppen und die Luftschutztruppen auf ihre Posten riefen. Zwei Tage darauf traten die Bewachungskompagnien zum Schutze lebenswichtiger Stätten und Bauten an. Der eigentliche erste Mobilmachungstag war der 2.

September. Große Truppenkontingente belegten außer der Kaserne auch Schulhäuser und Turnhallen der Stadt St. Gallen, wo sie ihre Fahnen erhielten und den Fahneneid leisteten. Gefaßt nahm die Zivilbevölkerung die ersten Weisungen über die Einschränkung an Verbrauchsgütern wie Kohle und Brennöl entgegen. Von anfangs Oktober an buken die Bäcker nur noch ein einheitliches Volksbrot, und einen Monat später begann die allgemeine Rationierung, besonders der von der Einfuhr abhängigen Lebensmittel. Am 4. Oktober stattete General Guisan auf einer Inspektionsreise der Regierung des Kantons den offiziellen Besuch ab. Landammann Dr. Roemer hieß ihn im erneuerten Tafelzimmer des Regierungsgebäudes im Namen von Volk und Regierung des Kantons Sankt Gallen willkommen. Vor dem Hotel Hecht, wo der General abgestiegen war, sammelte sich eine nach Zehntausenden zählende Menschenmenge. Vom Balkon aus dankte General Guisan sichtlich gerührt für den Empfang. Es war offensichtlich, daß das Volk dem Oberbefehlshaber seiner Armee vertraute, weil es wußte, daß er im Soldaten stets den Bürger und Mitmenschen sah, und seine neue Sektion «Heer und Haus» achtete darauf, daß sich zwischen Feld und Heim kein allzu tiefer Graben auftat. Man hatte auch aus dem Ersten Weltkrieg gelernt, daß kein Volksteil sich auf die Schattenseite gedrängt fühlen sollte, weil er in der Landesregierung nicht vertreten war. Deshalb konnte der Sozialist Ernst Nobs im Zeichen der Mitverantwortung während des Krieges in den Bundesrat eintreten, und sein Parteigenosse Johannes Huber galt als Präsident der Vollmachtenkommission als der achte Bundesrat. Besonders wichtig aber war es, daß der Lohnausgleich dafür sorgte, daß die Angehörigen des eingerückten Wehrmannes nicht in Not gerieten, wie es während des Ersten Weltkrieges leider oft der Fall gewesen war.

Ausweitung des Krieges – Grundwelle der Widerstandsbewegung – Prof. Karl Meyer

Der Kriegswinter 1939/40 brachte im Westen die merkwürdige Waffenruhe der dröle de guerre. Dafür deutete der russische Angriff auf Finnland die Ausweitung des Zweiten Weltkrieges nach Norden und Osten bereits an. Das finnische Beispiel dieses Winterkrieges offenbarte der Schweiz, daß auch ein Kleinstaat Drohungen und Angriffen einer

Großmacht gegenüber nicht gleich klein begeben muß, wenn der Wille zum Widerstand das ganze Volk erfaßt. Wessen sich friedliche Nachbarn von Seiten des Dritten Reiches zu versehen hatten, zeigte der Frühling 1940 in unheimlicher Weise. Hitler überfiel im April das beinahe wehrlose Dänemark und das fast ahnungslose Norwegen. Man erkannte, wie verhängnisvoll es sich auswirkte, wenn ein Teil des Volkes geheim mit dem Feinde zusammenarbeitete. Solche Leute nannte man seit dem Spanischen Bürgerkrieg (wo neben den vier Kolonnen, die auf die Hauptstadt marschierten, eine weitere in Madrid selbst die innere Front untergrub) die «fünfte Kolonne» oder – nach einem norwegischen Truppenführer, der innerlich im Lager des Gegners stand – auch etwa Quislinge. Lauerte die Gefahr der Zersetzung nicht in jeder Stube, wo man am Radio die bald heiser schreiende, bald siegessicher frohlockende Stimme Hitlers immer wieder vernehmen konnte? War der Erste Weltkrieg noch ohne Rundspruch geführt worden, so erwies sich nun die neue Möglichkeit rascher Meldungen von schlagender Wirksamkeit. Allzulange übersahen die Behörden die Bedeutung des Radios als politisches Mittel der Erziehung und als militärische Waffe. Auf dringendes Ersuchen der *Res Publica*, eines von Prof. Karl Meyer in Zürich gegründeten Widerstandszentrums, erhöhte die Schweizerische Rundspruchgesellschaft die Zahl der regelmäßigen Nachrichtendienste von zwei auf vier. So konnte man bei einem Ueberfall damit rechnen, daß selbst in entlegenen Gegenden die Bevölkerung auch bei Störungen im Telephonnetz schon nach wenigen Stunden vom Stand der Dinge unterrichtet war. Was aber, wenn z. B. feindliche Fallschirmabspringer oder einheimische Verräter sich im Handstreich eines Studios bemächtigten und in schweizerdeutscher Tönung das Volk von der Verteidigung abzuhalten versuchten? Solchen Zweifeln begegneten General und Bundesrat zum vornherein mit der gemeinsamen Erklärung vom 18. April: «Wenn durch Radio, Flugblätter und andere Mittel Nachrichten verbreitet werden sollten, die den Widerstandswillen von Bundesrat und Armeeleitung anzweifeln sollten, so sind solche Nachrichten als Erfindungen der feindlichen Propaganda zu betrachten. Unser Land wird sich gegen jeden Angreifer mit allen Mitteln und aufs äußerste verteidigen.» Dieser unbedingte Wille zur Abwehr wurde in den nächsten Monaten auf die Probe gestellt. Nachdem das Dritte Reich die atlantische Küste bis hinauf zum Nordkap besetzt

hatte, brach es am 10. Mai in einer erdrückenden Westoffensive über die neutralen Staaten Belgien, Luxemburg und die Niederlande sowie über Frankreich herein. Die britische Hilfe vermochte das Schicksal nicht zu wenden, und als Frankreich am Erliegen war, fiel das Italien Mussolinis auch noch über seinen sinkenden Nachbarn am Mittelmeer her. Damit war die Schweiz mit dem Fürstentum Liechtenstein wie im Ersten Weltkrieg von lauter kriegführenden Staaten umgeben, und diese Machtbereiche waren straffe Diktaturen. Konnte sich die kleine freiheitliche Demokratie in ihrer Mitte behaupten? Bundesrat Pilet-Golaz, welcher nach dem Tode Mottas die Leitung der Außenpolitik übernommen hatte, verlor beim Falle Frankreichs Nerven und Haltung. Seine Radioansprache vom 25. Juni war jedenfalls nicht dazu angetan, das Selbstvertrauen des Volkes zu heben. In einer Zeit, da Hitler mit voller Tonerstärke davon sprach, er wolle nun ein neues Europa schaffen, und jedermann wußte, wie diese neue Ordnung gemeint sei, war der Zuspruch aus dem Bundeshause, es gelte, «den alten Menschen abzuliegen», sehr verhänglich.

Rütli-Report: Der Bund mit dem Berg

Das einfache Volk und besonders die im Mai zur zweiten Mobilmachung aufgebotenen Soldaten verstanden solche Worte nicht. War der Bundesrat etwa auch zu einer innern Evakuierung bereit, ähnlich wie viele Städte des Mittellandes in den kritischen Tagen mit eilig zusammengeraffter Habe den Alpentälern zustrebten, wo manche Reiche ihr «Angschthüüsli» besaßen? In solcher Unsicherheit bedurfte es eines mannhaften, wegleitenden Wortes. General Guisan sprach es auf dem Rütli, wohin er die höchsten Offiziere zum Rapport zusammenrief. Diese Zusammenkunft vom 25. Juli auf der Stätte, welche im Volke als Wiege der Freiheit galt, wirkte gleichnishaft als eine Erneuerung des Schwures aus der Zeit des Ursprunges der Eidgenossenschaft. Und wie die alten Schweizer Freiheitskämpfer aussichtslos erscheinende Kämpfe gegen übermächtige Gegner im Bunde mit der Berglandschaft gewonnen hatten, so entwickelte der General nun einen neuen Wehrplan, der sich ebenfalls an die Alpenfestung stützte. Statt der bisherigen «Grenzbesetzung», wo jeder Streifen Schweizer Boden zu verteidigen war, sollte im Falle eines alles niederwalzenden Angriffs moto-



Schweizer Wehrbereitschaft. Zeichnung des Soldaten Charles Hug. Soldat in einer Mot. Kan. Bttr. (Aus dem Buch «Rost und Grünspan» mit freundlicher Bewilligung des Artemis-Verlages Zürich)

risierter Truppen das Vorland planmäßig geräumt und die Verteidigung in einer ausgebauten Alpenfestung (Réduit) umso kräftiger und ausdauernder fortgeführt werden. Von diesem Kernland der Freiheit her ließen sich dann bei Wandlungen der Lage neue Vorstöße unternehmen. Dieses «réduit national» verglich man mit der Stellung eines zur Abwehr bereiten Igels. Auch das Volk sollte seine Stacheln zeigen, damit jedem Erspäher der Gesinnung klar wurde, daß ein Feind mit Übermacht wohl ins Land eindringen könne, aber damit nur einen Herd unaufhörlicher Aufstände «gewinne», was sich nicht lohne.

In dieser innern Festigung wurde das Schweizervolk durch die tapfere Haltung der Briten bestärkt. Dort war endlich der Mann, der seit Jahren den Gang der Ereignisse nüchtern beobachtete und die Folgen klar voraussagte, zur Macht gerufen worden. Winston Churchill war vom unerschütterlichen Willen beseelt, die kritische Zeit nach dem Zusammenbruche Frankreichs durchzuhalten und mit England der freien Welt die Heimat des Parlaments zu erhalten. Opferbereite britische Flieger hinderten in der Schlacht über dem Kanal das Dritte Reich an der Besetzung Englands, und Churchills Wort angesichts der abgestürzten Piloten, selten seien in der Geschichte so viele Menschen so wenigen so sehr verpflichtet gewesen, mochte auch vielen Schweizern zum Bewußtsein bringen, was sie dem Widerstande dieser Helden im Luftkampfe zu verdanken hatten.

Hitlers Marsch nach Osten

Wer hatte Hitlers nächsten Schlag zu gewärtigen? Daß der Diktator nicht ruhen konnte, ergab sich aus der psychologisch-politischen Notwendigkeit, die Scharte seines Fehlschlages gegen England auszuwetzen, aber auch aus dem Wesen der Diktatur selbst, welche bestrebt sein muß, dem Volke immer wieder zu beweisen, daß die eherne Not der Zeit der eisernen Hand bedürfe. Das Jahr 1941 sollte das Geheimnis lüften. Anfangs April griffen das Dritte Reich und Italien die Balkanstaaten Jugoslawien und Griechenland an und überwältigten sie. Als die Fahne mit dem Hakenkreuz auf der Akropolis über Athen wehte, erschien Hitler keine Hauptstadt des Kontinents mehr unerreichbar. Mit einer Kühnheit, die ins Tollkühne umschlug, befahl er auf der Höhe des Jahres 1941 (22. Juni), das riesige Rußland auf 3000 km langer Front anzugreifen, und er hoffte es

vor Einbruch des Winters zu besiegen. Der seit dem Polenfeldzug gedämpfte Kampf des Nationalsozialismus gegen den Kommunismus sollte neu entzündet werden und den Fanatismus gegen die Sowjetunion entflammen. Die deutschen Armeen durchstürmten unverzüglich den ihnen schon in Hitlers Buche «Mein Kampf» verheißenen Siedlungsraum der sehr fruchtbaren südrussischen Böden. In riesigen Kesselschlachten verloren die Russen Millionen von Gefangenen und Toten, aber doch nicht den Krieg. Als der Winter kam, ein Helfer Rußlands, sah sich Hitler in ein ungeheures Abenteuer verstrickt, dessen Dauer unabsehbar erschien. Der Blitzkrieg ließ sich leichter entfesseln als seine Folgen austragen.

Ortswehren und Frauenhilfsdienst

Wie war in jener Zeit die Lage der Schweiz, zumal der Ostschweiz, in militärpolitischer, wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht? Als General Guisan zum Besuch der Appenzeller Landsgemeinde kam, konnte er sich Ende April 1940 überzeugen, wie die eben zu Ende gegangenen zweitägigen Verdunkelungs- und Alarmübungen klappten. Bei der kurz darauf folgenden zweiten Mobilisation mußten sämtliche Ausländer Schußwaffen und Munition abliefern. Das zuständige Territorialkommando bestimmte die Polizeiposten als Ablieferungsstellen. Mitte Mai beschloß der Bundesrat die Bildung von Ortswehren. In den Gemeinden sollten Männer, welche der Wehrpflicht nicht mehr unterstanden, sich freiwillig melden, damit bei Fallschirmabsprüngen oder Handstreichen von Saboteuren schießkundige Männer zur Stelle seien. Die Frauen, welche anstelle eingerückter Männer besonders in der Landwirtschaft viele Arbeiten verrichteten, wollten auch im eigentlichen Wehrdienst nicht zurückbleiben. Im Kanton St. Gallen war gute Vorarbeit geleistet worden. Bereits im März 1939 hatte die Frauenzentrale St. Gallen 6000 Anmeldeformulare versandt, und im Juni 1939 war in den Gemeinden der zivile Frauenhilfsdienst organisiert. Am 31. August 1939 schuf das kantonale Militärdepartement die Abteilung Militärischer Freiwilliger Frauenhilfsdienst (FHD) und ernannte Frau Klara Niederer-Schoop zur Musterrungsleiterin. Anfangs November waren über 500 Frauen nach ihrem Dienstbüchlein in den Gruppen Ordonnanz, Bekleidung, Verwaltung, Fürsorge, Telephon, Motorwagen, Sanität und Pfadfinderinnen eingeteilt. Im

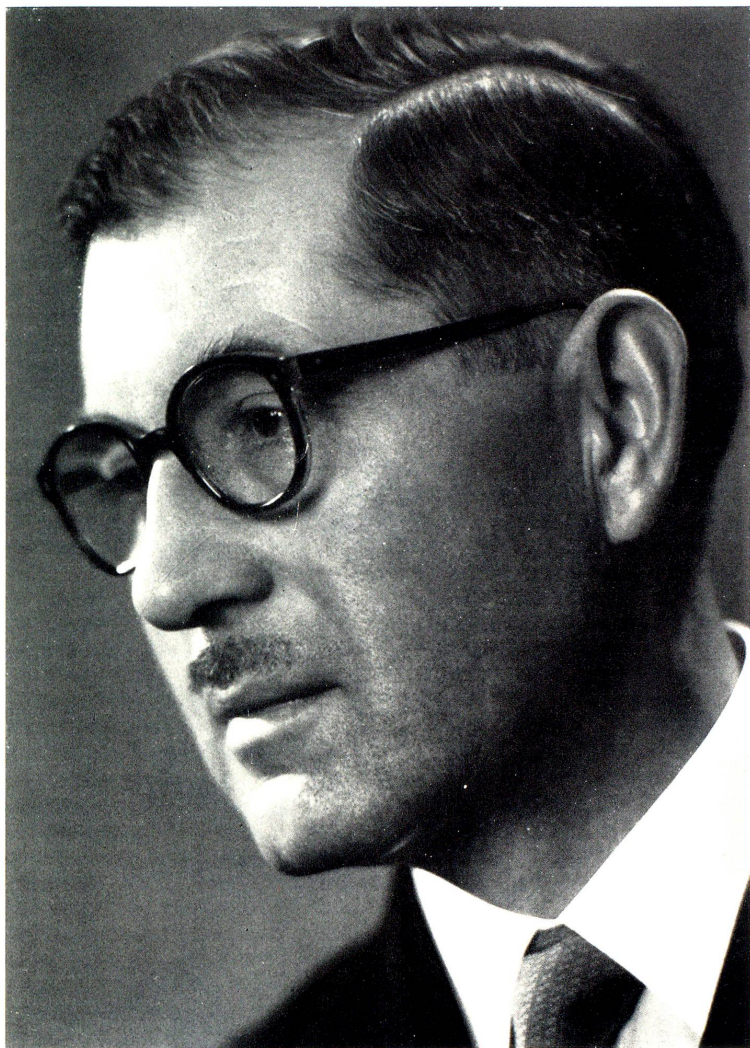
Frühjahr 1940 schloß sich der Kanton Sankt Gallen den von der Sektion FHD beschlossenen gesamten Weisungen an. An der Spitze des ganzen militärischen Frauenhilfsdienstes stand seit Beginn 1943 Elisabeth Trauffer, die heute als Frau Pfarrer Du Bois in St. Gallen lebt. Der Einsatz ihrer uniformierten Truppe entsprach im Telephondienst, in Büros, in Soldaten- und Flickstuben, sowie in Spitälern, Küchen und Flüchtlingslagern herkömmlicher Frauenarbeit, in andern Fällen wie z. B. bei den Späherinnen im Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst war es ein Dienst, der gleich den Soldaten des Hilfsdienstes geleistet wurde, die durch nachträgliche Rekrutierungen einberufen worden waren.

Beginn des Luftkrieges und Verdunkelung

Um gegenüber fremden Fliegern auf der Hut zu sein, war ein großes und engmaschiges Netz von Späherposten angelegt worden. Im kritischen Mai 1940 gab es vereinzelte Luftkämpfe über unserm Lande. Vom 6. November an wurde die Schweiz auf Drängen der Achsenmächte völlig verdunkelt, damit die elektrische Beleuchtung zumal der größeren Siedlungen der westlichen Flugwaffe nicht die Orientierung erleichtere. Nach Mitte August hörte man nämlich kurz vor Mitternacht über der Ostschweiz Flugzeuge, welche unsere Gegend in der Richtung West-Ost überflogen, und dumpfe Detonationen vom jenseitigen Bodenseegestade her ließen vermuten, daß die Engländer die deutschen Luftangriffe auf englische Städte zu erwidern begannen. Ein englisches Flugzeug warf anfangs November 1941 im Raume von Jonschwil irrtümlicherweise Brandbomben ab, ohne daß deswegen Schaden entstanden wäre.

Anbauwerk von Prof. Wahlen

Als mit einer sehr langen Dauer des Krieges zu rechnen war, sah sich die Kriegswirtschaft zu immer empfindlicheren Eingriffen gezwungen. Nicht nur die meisten Lebensmittel wurden rationiert – wobei immerhin Obst, Kartoffeln und weitere Bodenfrüchte uneingeschränkt bezogen werden konnten –, sondern die Heiz- und Brennstoffe wurden nur in sehr beschränkten Mengen zugeteilt. Bei Mörschwil und bei Rufi im Linthgebiet erachtete man auch dürrtunge Kohlenlager



Bundesrat Dr. Karl Kobelt von Marbach, geboren am 1. August 1891, wurde im Advent 1940 in die oberste Landesbehörde gewählt

als abbauwürdig. Torflager, zum Beispiel in der Linthebene, wurden ergiebiger ausgebeutet. So pachtete die Stadt St. Gallen beim innerrhodischen Dorf Eggerstanden ein großes «Turpengebiet». Der Holzschlag wurde in vielen Landesgegenden verdoppelt. Im Kanton St. Gallen wurden 1941/42 insgesamt 315 384 m³ statt 145 000 m³ normaler Waldnutzung gefällt. Um in der kältesten Jahreszeit in den Schullhäusern Brennstoffe einzusparen, wurden die Winterferien um etliche Wochen verlängert. Das größte Werk auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Versorgung zur Kriegszeit aber war die «Anbauschlacht». An ihrer Spitze stand der ebenso fachkundige wie tatkräftige Professor Dr. Friedrich Traugott Wahlen. Er wollte den Schweizer Acker nicht nur weiten, sondern auch intensiver bestellen, indem er erklärte, es müßten «zwei Äcker aufeinander gelegt», d. h. w-möglich zwei Ernten vom gleichen Boden eingebracht werden. Zudem wurden weite Flächen, die bisher Milchwirtschaft und Viehzucht gedient hatten, unter den Pflug genommen, damit die Versorgung mit Brotfrucht, die bis zu 90 % ausgemahlen wurde, bedeutend länger reiche als in der Friedenszeit. Der St. Galler Stadtpark verwandelte sich ebenfalls in eine Ackerfläche. Zudem sollten große, bisher nur ungenügend bewirtschaftete Flächen ertragreicher werden. Dieses Vorhaben beschleunigte nicht nur die Meliorationen der Rhein- und Linthebene, sondern dehnte das urbare Land auch z. B. im Thurstuden aus. So gewann Niederbüren im Thurwaldboden 8 Hektaren Neuland. Das Volk nahm diese großen Mehrarbeiten willig auf sich, weil es erkannte, daß eine erfolgreiche Abwehr ihren wirtschaftlichen Rückhalt haben mußte, denn sonst hätte ein Feind seine Forderungen gegenüber einem Lande, das vorzugsweise auf Einfuhr angewiesen war, erpresserisch mit der Androhung des Aushungerns erheben können.

Bundesrat Karl Kobelt

Wie sehr der Krieg andern Gegebenheiten unterstand als die Wirtschaft, sah der Sankt Galler Staatsmann Dr. Karl Kobelt besonders eindrücklich. Er war am 1. August 1891, gerade am Tage, da die Eidgenossenschaft die 600-Jahr-Feier des Ewigen Bundes von 1291 beging, als Bürger der rheintalischen Gemeinde Marbach in St. Gallen zur Welt gekommen, und bei der 650-Jahr-Feier stand er nach seiner Wahl vom 12. Dezember 1940 als Bundesrat an der Spitze des Eidgenössi-

schen Militärdepartements, nachdem er nur ein Jahr zuvor als Nationalrat dem Parlament angehört hatte. Der 1933 zum Regierungsrat gewählte Tiefbauingenieur hatte im Kanton St. Gallen mit dafür zu sorgen, daß die Linthebene möglichst rasch trocken gelegt wurde. Als Stabschef des 4. Armeekorps aber hatte Oberst Kobelt Maßnahmen vorzubereiten, wie die gleiche Ebene rasch unter Wasser gesetzt werden konnte. Und hatte Kobelt als Vorsteher des kantonalen Baudepartements den Bau der großen Fürstenlandbrücke begonnen, welche seine st. gallische Heimat im Straßenverkehr enger an die übrige Schweiz anschließen sollte, so hatte er von der Landesverteidigung her zu erwägen, wie man die Brücke im Notfall in die Luft zu sprengen hatte. Freilich blieb es der schweizerischen Armee erspart, solche Zerstörungen einzuleiten, in denen in wenigen Augenblicken zertrümmert wurde, was Jahre in mühsamer und kostspieliger Arbeit aufgebaut hatten. Im langen Aktivdienst wurden viele Wehranlagen erstellt.

Festung Sargans

An strategisch wichtigen Punkten erhoben sich bald Bunker und Drahtverhaue mit sogenannten Drachenzähnen und Tankfallen, sie wurden z. B. am Stoß ungefähr an der gleichen Stelle angelegt, wo ein gutes Halbjahrtausend zuvor freie Bergleute ihre Volksherrschaft mit Letzinen gegen den Zugriff machtgeriger Herrschaft von der andern Seite des Rheintals her geschützt hatten. So wurde ein Tor, durch das der Feind von Osten in den Raum von St. Gallen vordringen konnte, planmäßig abgeriegelt. Besonders lebenswichtig war es, die Sarganser Pforte, durch die der einzige nordalpine Fahrweg aus dem schweizerischen Mittelland nach Graubünden führte, wirksam zu befestigen. Die Festung Gonzen, welche als Ostpfeiler der schweizerischen Alpenburg die alten Anlagen auf der St. Luzisteig an Wehrwert bald übertraf, trieb ihre Gänge und Räume so weit in den Berg hinein vor, daß der Beschuß der Felsen der Mannschaft und den Lagern im Berginnern kaum etwas anhaben konnte. Dortige Truppen mußten, so erzählte man sich, frühmorgens zehn Minuten durch einen Schacht wandern, ehe sie sahen, was für Wetter herrschte. Und im gleichen Berge hämmerten die Knappen des Gonzenbergwerks, um die Notvorräte an wehrwichtigem Eisen zu strecken.

Stiftung Pro Helvetia

Wie stand es um den Wehrwillen der Bevölkerung? Im Sommer 1941 wurde die Erinnerung an den Ewigen Bund würdig und im vollen Bewußtsein der Tragweite der neuen «Arglist der Zeit» begangen. Mit Hunderten anderer Schulen reiste die st. gallische Kantonsschule auf das Rütli, und eine schöne Fügung wollte es, daß vor und nach der Ansprache von Regierungsrat Dr. Roemer, der die Zugehörigkeit der Schweiz zu drei europäischen Großkulturen pries, Tessiner Schulklassen von jenseits des St. Gotthards und Waadtländer Kinder, die über die Saane gekommen waren, italienische und welsche Lieder anstimmten. «Standhaft und getreu 1291–1941» las die Schweizer Jugend in der ihr von der Arbeitsgemeinschaft «Pro Helvetia» zugedachten Sammlung von Kernworten über das Wesen und den Auftrag des Vaterlandes. «Man kann nur das wirklich lieben, was man kennt, und nur da mit innerer Hingabe dienen, wo man liebt. Wir lieben über alles unsere Freiheit.» So sprach der General im Vorwort die Heranwachsenden an. «Bedenkt aber dabei: Es gibt – besonders in harten Zeiten – keine Freiheit ohne Zucht, Ordnung und opferfreudige Hingabe.»

Verräter

In jedem Volke gibt es allerdings anfällige Leute, welche aus Geltungsdrang und verfolgt von Bestechung und Versprechungen hinter den Erwartungen ihrer besten Berater zurückbleiben. So fanden sich auch in der Schweiz Verräter, die Handlungen begingen, deren Folgen ihre Kameraden z. B. durch Verrat militärischer Geheimnisse ans Messer geliefert hätten. Daher mußte die durch das eidgenössische Strafgesetz seit Neujahr 1942 im zivilen Leben untersagte Todesstrafe vom Militärgericht wieder ausgesprochen und vollzogen werden. blieb auch die Zahl der bis Kriegsende im Felde Hingetrichteten unter zwanzig, so war sie doch ein Zeichen von Wankelmüt, und seit diesen Erschießungen hatte die ausländische Macht ein unheimliches Druckmittel gegenüber ihren Beauftragten: sie brauchte, um weitere Geheimnisse zum Beispiel über Truppenstandorte und Festungsbau zu erpressen, gar keine Bestechungsgelder mehr, sondern die bloße Androhung an die Beauftragten, man werde im Weigerungsfalle es die schweizerischen Militärbehörden wissen lassen, daß

Vier Kartensujets aus der Sammlung
der Schweizerischen Nationalliga für Krebsbekämpfung
und Krebsforschung
Vierfarben-Offsetdruck der E. Löpfle-Benz AG
Rorschach

- 1 Haubenmeise
- 2 Grünling
- 3 Mönchsgrasmücke
- 4 Bergfink



sie Spionage getrieben hätten, veranlaßte die zu Tode Erschrockenen, den Wunsch der Auftraggeber zu erfüllen. Solche Landesvertreter blieben indessen Einzelfälle, wie auch die auslandhörigen Parteien zurückgingen. So saß im St. Galler Kantonsparlament nur während sehr kurzer Zeit ein einziger Vertreter der «Nationalen Opposition», die Ende 1942 vom Bundesrat aufgelöst wurde, weil ihre Ziele mit der Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz nicht vereinbar waren. Hochtönende Beschwörungen und Weissagungen aus dem Dritten Reich büßten ihre Zugkraft ein. Wenn Reichsstatthalter Wagner aus der süddeutschen Nachbarschaft erklärte, die Zeit sei nicht ferne, da die Schweizer auf den Knien an die Grenzen des Dritten Reiches rutschen und um Aufnahme bitten werden, so maßen das Volk und seine auf Wahrheit und Freiheit zugleich bedachte Presse solche Worte nüchtern auf der Waage der Welt ereignisse, die im gleichen Jahre der Entscheidung noch eine neue Verteilung der Gewichte von wahrhaft weltweiter Tragweite erfuhr.

Die USA im Krieg

Unter den Mächten, welche die Schlagkraft der Diktaturen bewunderten und die Langsamkeit der Demokratien verhöhnten, befand sich auch das mächtig aufstrebende Japan. Dieses Inselreich war seit dem Frühjahr 1940 mit Deutschland und Italien durch den Dreimächtepakt verbunden. Es überfiel in hämischer Weise ohne jegliche Kriegserklärung am 7. Dezember 1941 die vor Pearl Harbor (Hawaii-Inseln) im Großen Ozean ruhende amerikanische Schlachtflotte aus der Luft und zur See. Damit hoffte sich Japan eine günstige Ausgangslage für den nun einsetzenden Krieg zu sichern. Wenn es auch in den folgenden Jahren ungestüm nach Süden vordrang, so beschwor es doch den Widerstand der größten Wirtschaftsmacht der Erde herauf, die sich in ihrem den damaligen Flugwaffen noch nicht erreichbaren Lande auf Kriegsrüstung von unerhörter Auswirkung umstellen konnte, was auch den Bündnispartnern Japans zum Verhängnis werden mußte, denn Deutschland und Italien erklärten den Vereinigten Staaten ebenfalls den Krieg. Diese Ereignisse vom 7. bis zum 11. Dezember 1941 elektrisierten das vom glühenden Demokraten Franklin Roosevelt geleitete Volk. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der schon früher an Bord von Atlantikschiffen Fühlung

mit Churchill aufgenommen und zu Beginn des Jahres in einer Botschaft an den Kongreß die vier Freiheiten verkündet hatte (nämlich die Freiheit des Glaubens und des Wortes sowie Freiheit von Angst und Not), vereinbarte mit dem britischen Premier, daß diesen Krieg der Weltanschauungen nur eine bedingungslose Kapitulation der Widersacher abschließen dürfe.

Fliegeralarm

Das Jahr 1942 offenbarte, daß nun die Zeit für die Gegner Hitlers und seiner Verbündeten arbeitete. War die deutsche Offensive in Rußland in Sichtweite des Kremls von Moskau, vor dem umzingelten Leningrad und an der Wolga bei Stalingrad zum Stillstand gekommen und hielten sich die von General Rommel gegen General Montgomery geführten deutschen Truppen in Nordostafrika noch mit wechselndem Kriegsglück, so kündete doch die Landung amerikanischer und britischer Truppen in Nordwestafrika eine Wende der Geschehnisse an. Das Gesetz des Handelns war nun an die Westmächte übergegangen. Noch im gleichen Monat November 1942 zeigte der erste britische Großangriff auf Köln, daß Deutschland bei seiner großen Beanspruchung im Mehrfrontenkrieg außerstande war, an seiner Westfront die Luftüberlegenheit zu behaupten. Nun donnerten die feindlichen Luftangriffe erbarungslos über den Stätten, welche der deutschen Luftmacht als Waffenschmiede dienten. Dadurch wurde die Erstellung von Flugzeugen erschwert und vermindert, während aus den auf Bomberbau umgestellten Fordwerken jenseits des Ozeans in pausenloser Folge Flugzeuge wegrollten und zum Einsatz an der Front aufstiegen. Dementsprechend stieg gegen Kriegsende die Zahl der Fliegeralarme in der von diesen Geschwadern überflogenen Schweiz. War das Jahr 1939 ohne einen einzigen Alarm vorübergegangen und hatten die Sirenen 1940 in St. Gallen 8mal, 1941 nur 3mal und 1942 insgesamt 7mal geheult, so stieg die Zahl der Alarme 1943 auf 17 und 1944 gar auf 149, ja 1945 in den vier letzten Kriegsmonaten noch höher. Es waren amerikanische und britische Bomber, welche über schweizerisches Gebiet nach Großdeutschland flogen. Oft zogen sich die erschreckten Schweizer in ihre Keller und die neuen Luftschutzräume zurück, und wenn sie sich bei Endalarm wieder ins Freie vorgetrauten, sahen sie von den Höhen mit Sicht über den Bodensee Feuer

am jenseitigen Ufer. So konnte man von den Eggen über St. Gallen am 28. April 1944 von bloßem Auge 35 Brandherde erkennen. Besonders Friedrichshafen wurde als Stützpunkt der Kriegsindustrie hart mitgenommen.

Mussolinis Sturz

Inzwischen hatte sich an der Südfront die große Wende vollzogen, und im Westen stand sie bevor. Trotz verbissener Abwehr konnten die Achsenmächte ihre Stellungen in Afrika nicht halten, und ihr Rückzug auf Italien und seine Inseln leitete sofort die Invasion durch die nachrückenden Engländer und Amerikaner ein. Unter dem Eindruck der gegückten Landung seiner Feinde wurde Mussolini am 25. Juli 1943 gestürzt, und damit brach der Faschismus in Italien im 21. Jahre seiner Herrschaft zusammen. Konnte sich Hitler, der ein tausendjähriges Reich verheißen hatte, noch lange halten? Da Italien unter Marschall Badoglio, dem neuen Ministerpräsidenten, einen Sonderfrieden abschloß, übernahm das Dritte Reich die Fortführung des Krieges im Lande seines unzuverlässig gewordenen Partners, der gleich nach dem Fall von Rom Divisionen gegen Deutschland aufzustellen begann. Während sich die Deutschen südlich des Alpenbogens noch lange Monate mit großer Tapferkeit schlugen, brach im folgenden Jahre der Krieg von Westen her über sie herein.

Eisenhowers Invasion

Der 6. Juni 1944 brachte die von General Eisenhower seit langem vorbereitete Landung der verbündeten Westmächte, in deren Reihen auch die von General de Gaulle geführten Truppen des Freien Frankreichs mitkämpften, an der normannischen Küste. Der von den Deutschen an den Küsten des besetzten Frankreichs errichtete Atlantikwall vermochte diese Invasion nicht zu verhindern. Der Unwille vieler verantwortungsbewußter Deutscher gegen Hitler, der gewillt war, einen offensichtlich verlorenen Krieg opferreich bis zum bittersten Ende zu führen, machte sich im Anschlag vom 20. Juli 1944 auf den Führer Luft. Hitler entging diesem Attentat seiner innern Feinde, konnte aber nicht verhindern, daß seine äußern Gegner im nächsten Vorfrühling den Rhein überquerten. Gleichzeitig drangen von Osten her die Russen unaufhaltsam nach Westen vor. Die Tage des Dritten Reiches

waren gezählt, und der Führer, der einst alle Verantwortung für das deutsche Volk vor der Geschichte übernommen hatte, erschöß sich am 30. April 1945. Zwei Tage zuvor war über dem Comersee Mussolini, der sich in einer deutschen Uniform nach Norden retten wollte, von Partisanen umgebracht worden, und seine Leiche wurde in Mailand zur Schau gestellt. So versanken die Diktatoren im Abgrund, den sie selbst aufgerissen hatten.

Churchill gegen Stalins Plan eines Marsches durch die Schweiz

Die Schweiz aber atmete auf. Je näher die Heere der größten Demokratie der Erde den Grenzen der ältesten kamen, umso zuversichtlicher wurde man auf lange Sicht. Freilich war noch ungewiß, wie sich der Endkampf im Bereich der Alpenpässe und an der Flanke des Dritten Reiches gestalten werde. Wohl hatte Hitler mehr als einmal und besonders nachdrücklich im März 1943, als hier Gerüchte von Truppen umgingen, die zu einer 'Aktion Schweiz' im Schwarzwald zusammengezogen würden, klar versichert, daß er die Schweiz nicht angreifen werde. Allein bei seiner wiederholten Wortbrüchigkeit und unberechenbaren Natur überhaupt konnte man angesichts einer ausweglos gewordenen Lage in solchen Zusagen keine feste Gewähr dafür erblicken, daß er die Schweizer Grenze achten werde, hatte er doch alle übrigen Landesgrenzen seines Reiches zur Front werden lassen. Wahrscheinlich dienten seiner Kriegspolitik die Transporte durch unsere Alpentunnel – der Bundesgenosse Italien brauchte Kohle – besser als Kämpfe in einem voraussichtlichen Widerstandsneste. Auch von Seiten Stalins drohte Gefahr. Er hatte den Widerstand Mottas gegen die Aufnahme Rußlands in den Völkerbund nicht vergessen und besaß überhaupt wenig Verständnis für ein neutrales Land, das doch aus der großen, unter vielen Opfern vollbrachten Befreiung Europas seinen Vorteil zog. Es war Churchill, der sich dem Ansinnen Stalins, durch das schweizerische Mittelland den Deutschen in die Seite zu fallen, mit Erfolg widersetzte, während es ihm nicht gelungen war, im Osten auch eine Armee von westlichen Kämpfern mitwirken zu lassen, was das Schicksal der nächsten Jahre anders hätte bestimmen können. Den im Frühling 1945 zurückflutenden deutschen Armeen bot sich keine Möglichkeit mehr, 'das Stachelschwein Schweiz' auf dem

Heimweg einzunehmen, wie die Hitler-Jugend einst übermütig gesungen hatte. Der Bezug einer sagenhaft starken Alpenburg im bayrisch-österreichischen Raum erwies sich als kein Heilmittel gegen die nun unabwendbare Niederlage des Dritten Reiches, denn diese Bergfestungen gab es gar nicht. Rückblickend darf beim derzeitigen Stand der militärgeschichtlichen Kenntnisse gesagt werden, daß eine 'Aktion Schweiz' als 'Schubladen-Entwurf' bei der deutschen Wehrmacht so gut wie bei der französischen Armee bestanden hat, daß dieser Plan aber nie zu eigentlichen Aufmärschen führte, welche im Ernst einen Angriff auf die Schweiz einleiten sollten. An jenem kritischen 10. Mai 1940 standen nördlich der Schweizer Grenze nur Stellungen- und Reservedivisionen. Nach dem überraschend schnell gewonnenen Krieg im Westen gab es auf dem Papier eine deutsche 'Operation Tannenbaum', die zusammen mit Italien die Möglichkeiten der Besetzung der Schweiz erwog, wobei z. B. Fallschirmjäger am Linthkanal und bei Sargans abgesetzt werden sollten. Als Ribbentrop sich 1942 bei der deutschen Gesandtschaft nach der Widerstandskraft der Schweiz erkundigte, lautete die Auskunft Minister Köchers, daß sich die mit Lebensmitteln und Rohstoffen wohlversorgte Schweiz verbissen wehren werde und kein Eroberer damit rechnen könne, die Alpenbahnen unbeschädigt in die Hand zu bekommen. Im März 1943 wollte das Dritte Reich angesichts nahender Invasionen die Versicherung, daß sich die Schweiz auch gegen den Westen wehren werde. Diese Zusage konnte General Guisan dem SS-General Schellenberg in einem Berner Landgasthof ohne weiteres erteilen, entsprach sie doch der Neutralitätspolitik, die Schweiz gegen jeden Angreifer zu verteidigen. Ende 1943 arbeitete der SS-Oberst Boehme eine 'Denkschrift über die Wehrlage der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung einer erforderlich werdenden bewaffneten deutschen Intervention' für den nächsten Sommer aus, wonach u. a. Truppen von Vaduz an den Walensee vorstoßen sollten. Inzwischen aber wurden alle deutschen Kräfte durch die Invasion im Westen gebunden. Da wäre es unsinnig gewesen, wenn sich die deutsche Heeresleitung durch eine 'Operation Schweiz' noch einen neuen Gegner in der Flanke oder im Rücken aufgeladen hätte. Zusammenfassend darf wohl gesagt werden, daß neben wirtschaftspolitischen Überlegungen vor allem der offenkundige Widerstandswille in Volk und Armee das Oberkommando der Wehrmacht davon abschreckte, die neutrale

Schweiz, welche zudem die unverdächtige Hilfe des Roten Kreuzes leistete, kurzerhand zu überfallen. An Vorbereitung, wie sie die Spionage leistet, fehlte es so wenig als an Wühlarbeit. Der gesunde Kern des Volkes blieb aber an Leib und Seele unversehrt.

Ende Feuer in der Nachbarschaft

Die Bewahrung der Heimat zeigte sich angesichts der Not in den Nachbarstaaten besonders eindrücklich. In den letzten Kriegswochen nahm das verheerende Geschehen seinen stürmischen Lauf längs der Schweizer Grenze. General Lattre de Tassigny stieß aus dem Schwarzwald in den Bodenseeraum vor, wo er am 26. April Konstanz besetzte. Drei Tage später marschierten die Franzosen in Friedrichshafen und tags darauf bereits in Lindau ein. Damit standen sie vor der einstigen österreichischen Grenze. Der deutsche Marschall Kesselring beschloß, seine Truppen ins Vorarlberg zurückzuziehen. Die Rheinbrücken waren auf dem rechten Ufer mit Minen versehen worden, damit sie in die Luft gesprengt werden konnten. Sollte dieser Unsinn in den allerletzten Kriegstagen noch erfolgen? Schweizer und Vorarlberger begannen diese Minen, welche die Rheinübergänge bedrohten, zu entschärfen. Um Bregenz nicht unter mörderischen Beschuß geraten zu lassen, räumten die Deutschen am 1. Mai auch die Hauptstadt des Vorarlbergs. Nun konnten die 120 Soldaten, die in Höchst unter dem Kommando eines Majors standen, auch dieses Dorf nicht mehr halten. Im Zollhaus St. Margrethen fanden Verhandlungen mit einem französischen Zuavenleutnant statt. Nach der Übergabe des Grenzortes Höchst rollten französische Panzer und Motorfahrzeuge in der Richtung Sankt Margrethen. Die Truppen wußten nicht, daß eine Grenze dazwischen lag. Oberstleutnant Tanner von der Grenzbrigade 8 befestigte ein weißes Tuch an einer Bohnenstange und eilte ihnen, als sie bereits das Feuer eröffneten, kühn entgegen, um sie auf den Irrtum aufmerksam zu machen. Immer geringer wurde der Widerstand, der den Vormarsch der Franzosen aufhalten sollte. Am 3. Mai zogen sie bereits in die Alpenstadt Feldkirch ein, und am 6. Mai kapitulierten die Deutschen im bayrisch-österreichischen Raume. Etliche hundert Weißrussen, welche auf deutscher Seite gekämpft hatten, wollten im Fürstentum Liechtenstein interniert werden. Die dortige Hilfspolizei konnte dank der Verstärkung durch Schweizer Rekruten die



Willy Fries begleitete den ersten St. Galler Hilfszug nach München. Auf dieser Fahrt von Ende Dezember 1945 wurde der Toggenburger Künstler zu einem Bild angeregt, welches die Verkündigung von Christi Geburt in die Ruinen der bayrischen Landeshauptstadt verlegt

Entwaffnung in völkerrechtlich vorgeschriebener Weise durchführen.

Die Rheintaler erlebten in den letzten beiden Kriegswochen ein Stück Weltgeschichte. St. Margrethen war die Grenzstelle, welcher Tausende von Flüchtlingen, abgekämpften Kriegern und auch Staatsmänner von weitbekanntem Namen zustrebten. Daher besuchten auch die Spitzen des Staates und der Armee dieses Eingangstor der Schweiz. Am 28. April erschien Bundesrat Kobelt als Chef des Militärdepartements, tags darauf Bundespräsident von Steiger und zwei Tage später der General. An jenem Samstag, da Bundesrat Kobelt zu einem kurzen Besuch in seine rheintalische Heimat zurückkehrte, überschritten 2057 Kriegssopfer die Schweizer Grenze bei St. Margrethen. Wie konnte ein solcher Ansturm bewältigt werden? Die zwei Barackendörfer, von denen das größere 500 Personen Platz bot, genügten bald nicht mehr. Auch die zehn großen Fliegerzelte reichten nicht aus. So fuhren Züge direkt nach St. Gallen, wo im Hadwigschulhaus eine «mobile Desinfektionszentrale» eingerichtet wurde. Viele Vorarlberger luden Hab und Gut auf Handwagen oder Fuhrwerke und zogen in die Schweiz, aus Sorge, sonst von der Soldateska mißhandelt zu werden. Es kamen aber auch so viele Rückwanderer, daß das Heimschaffungsbüro in St. Margrethen noch nach dem Zusammenbruch des letzten deutschen Widerstandes täglich drei Extrazüge mit 1000 und mehr Insassen nach Basel und Genf abfahren sah; von dort kehrten diese Leute in ihre Heimatländer zurück, nach den Niederlanden, Belgien, Frankreich und Spanien. Es tauchten aber bei St. Margrethen auch viele Schweizer Rückwanderer auf, welche in der Fremde alles verloren hatten. Bei der Betreuung all dieser Leute wirkten zivile, militärische und halb-militärische Kräfte zusammen. Die Oberleitung der Organisation in jenem Territorialkreis 7 hatte Oberst Robert Gschwend.

Da gab es eigenartige Begegnungen. Nehmen wir das Beispiel dreier Tage. Am 24. April hält ein großer Wagen an der Zollschanke. Nachdem der Schweizer Hauptmann mit dem weißhaarigen Herrn hinten im Auto etliche Worte gewechselt hat, hebt sich der Schlagbaum. Der Einreisende ist Marschall Pétain, einst umjubelter «Sieger von Verdun», nun als Haupt der französischen Vichy-Regierung, die sich mit dem Dritten Reich verständigt hatte, in minderem Ansehen. Er wird am Tage darauf in sein 90. Jahr eintreten. Sein nächstes Ziel ist Weesen. Dann will er nach Frankreich zurückkehren, wo seiner

das Todesurteil wartet; doch wird der greise Feldmarschall und Staatschef dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Zwei Tage nach Pétain erschien Pierre Laval bei Sankt Margrethen. Dieser wendige Mann, welcher als Ministerpräsident der Vichy-Regierung mit den Deutschen vorbehaltlos kollaborierte und ihnen z. B. bedenkenlos Juden auslieferte, wurde an der Schweizer Grenze zurückgewiesen; im Herbst 1945 erreichte ihn sein Schicksal: er wurde erschossen. Ob Laval wohl die Lastwagenkolonne des Internationalen Roten Kreuzes sah, welche am Vortag erbarmungswürdige Menschen aus den Konzentrationslagern Mauthausen und Dachau in die rettende Schweiz fuhren? Personendampfer mit Rotkreuz-Abzeichen brachten weitere Notleidende in die Schweiz.

Waffenruhe

Der Tag der Waffenruhe (8. Mai 1945) und die folgenden Dankgottesdienste werden den Teilnehmern, welche um die mehr als fünfjährige Kriegsgefahr wußten, zeitlebens unvergeßlich bleiben. In der Stadtkirche Sankt Laurenzen wurde wie in vielen andern Gotteshäusern der im Dreißigjährigen Krieg entstandene Choral «Nun danket alle Gott» angestimmt. Man dankte dem Herrn der Geschichte ergriffen für die Bewahrung, denn länger als fünfzig Monate war die Schweiz vom Ring der Diktatoren umklammert gewesen. Nun war dieser Ring gesprengt, und man hoffte auf Zeiten friedlicher Wohlfahrt.

Vernehmen wir Aufatmen. Umschau und Rechenschaft aus dem Briefe, den Feldprediger Robert Epprecht an der Himmelfahrt (10. Mai) einem Freunde schrieb: «Da sitze ich an einem wunderbaren Aussichtspunkt, allein und doch mitten unter einer Menge von Menschen, Zivilbevölkerung und Soldaten, die diesen Auffahrtstag benützt haben, um sich hier oben zu freuen, daß «Frieden» ist. Ich habe heute vormittag meine voraussichtlich letzte Feldpredigt des Aktivdienstes gehalten, bei unserm Sappeurbataillon, auf einer schönen Wiese bei der Brücke von Widnau. Nachher sind wir noch hinübergegangen, zur österreichischen Grenze, wo nun die Marokkaner auf Wache stehen. Sie brien gerade ein Schaf am Spieß und gaben uns auch von dem köstlichen Braten zu versuchen. Neben dem in den deutschen Farben bemalten Schilderhaus ist die französische Fahne aufgezogen, und hundert Meter davon leuchtet das Schweizer Kreuz. Daß

wir hier im St.Galler Rheintal an unserer östlichen Grenze einst afrikanischen Franzosen begegnen würden, das haben wir uns im Juni 1940 auch nicht träumen lassen... Daß Gott uns übrig ließ in Europa und daß wir davongekommen sind, heißt nicht, daß er uns besser befunden hat als jene Völker, die er heimgesucht mit schwersten Prüfungen, aber er hat in seiner Gnade es nicht für nötig befunden, uns zu verwerfen. Das legt uns allerhand Verpflichtung auf. Auch für die Zeit nach dem Krieg. Wir werden nie zu sagen wagen, daß wir die Verschonung verdient haben, aber da sie uns geschenkt worden ist, müssen wir uns ihrer doch nach Möglichkeit würdig erweisen.»

Ostschweizerische Grenzlandhilfe

In vielen ernsthaften Schweizern wich die neugierige Frage «Wovor blieben wir verschont?» bald jener andern verpflichtenden: «Wozu sind wir am Leben geblieben?» Neben der großen nationalen, von Rodolfo Olgiati geleiteten «Schweizerspende», entstanden regionale Hilfswerke. Schon wenige Tage nach der Erklärung der Waffenruhe fanden sich hilfsbereite Leute zu Besprechungen zusammen, welche am 1. Dezember 1945 unter dem Vorsitze von Regierungsrat Paul Müller in St.Gallen zur «Ostschweizerischen Grenzlandhilfe» führten. Während E. A. Bentele und seine Helfer vor allem der unmittelbaren Nachbarschaft jenseits von Rhein und Bodensee Hilfe brachten, übernahmen Stadt und Kanton St.Gallen das Patronat über die notleidende Landeshauptstadt München. Wiewohl die Enthüllungen über die Grausamkeiten der Massenmörder in den Konzentrationslagern die Hilfsbereitschaft gegenüber einem Volke, das solche sadistische Übeltäter gewähren ließ, verständlicherweise dämpften, wurde unter der Leitung von Lehrer Werner Steiger-Wohnlich und Fräulein Helene Tobler sowie Frau Niederer-Schoop, der erfahrenen Leiterin des Frauenhilfsdienstes, sowie von Frau Dr. Dora Rittmeyer-Iselin, der Leiterin des Hilfswerkes für Emigrantenkinder und der Frauenzentrale St.Gallen, ein erfreulich großes Sammelgut zusammengetragen und noch vor Ende des Jahres nach München gebracht.

Keiner der achtzehn Begleiter unseres ersten Hilfszuges wird die abenteuerliche Fahrt ins Ungewisse vergessen. Es war am zweiten Tage nach Weihnachten 1945, als auf der Kreuzbleiche fünf große Lastwagen mit je

einem Anhänger abfahren und nach mannigfachen Umwegen, wie sie die Zerstörungen mit sich brachten, gegen Mitternacht vor dem Schweizer Konsulat in München ankamen. Das nächste Morgengrauen zeigte das Skelett einer ausgebombten Stadt. Beim Abladen eines der Wagen stürzte die nächste Hauswand zusammen. Oberbürgermeister Scharnagl begrüßte die Schweizer Helferschar auf dem Rathaus. Der tapfere Kardinal Michael Faulhaber empfing die St.Galler in seinem erzbischöflichen Palast. Der frühe Abend dämmerte. Mit einem Male erhob sich ein leiser Gesang. Der Kardinal sagte feierlich: «Seit die Griechisch-Orthodoxen keine Scheiben mehr in ihren Fenstern haben, hört man sie hier singen!» Nicht minder ergreifend war die Stunde im Betsaal St.Markus, wo der lutherische Landesbischof Dr. Meiser Worte des Dankes aus dem Geiste des Evangeliums sprach, das beide christlichen Bekenntnisse vereinigt. Am packendsten aber waren die Besuche in den Flüchtlingslagern und bei schwerheimgesuchten Bekannten, beim Dichter Ernst Wiechert, der das Elend der Konzentrationslager miterfahren hatte, und bei jener schlesischen Bäuerin, welche es nicht fassen konnte, daß der Russensturm sie von Haus und Hof verjagt hatte. Da von den 99 Münchner Schulhäusern nur elf unversehrt geblieben waren und rund 20 000 Sitzplätze fehlten, wurden viele Bänke für einen nächsten Hilfszug gerüstet. Die Universität bekam ihre Buchspende. Zwölf St.Galler Nähstuben wurden eingerichtet und ausgestattet. In Zusammenarbeit mit der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes kamen vierhundert Münchner Kinder zu einem vierteljährigen Erholungsaufenthalt in die Schweiz. Der Gesamtwert der St.Galler Hilfe zugunsten Münchens dürfte eine Million erreicht haben. Die dankbare bayrische Landeshauptstadt nannte eine Straße nach ihrer Patenstadt und lud Vertreter der Ostschweizer Grenzlandhilfe in eine Sitzung ein, welche der Stadtrat zu ihren Ehren abhielt. Der um die Münchner Hilfe besonders verdiente Lehrer Werner Steiger-Wohnlich wurde zum Ehrenbürger der Ludwigs-Maximilians-Universität ernannt. Damit ehrte die Universität München «den hervorragenden Lehrer und hilfsbereiten Jugendfreund» für seine Tätigkeit «im Geiste seines großen Landsmannes Pestalozzi». Im Jahre 1949, in welchem Deutschland sich dank unablässiger Arbeit, der amerikanischen Marshall-Hilfe und der freien Marktwirtschaft von Minister Prof. Ludwig Erhard zusehends erholte und sein neues

Grundgesetz von 1949 schuf, konnte die Ostschweizerische Grenzlandhilfe ihr Werk als beendet ansehen. In vielen Weihnachtsstuben St. Gallens sieht man heute noch im Advent jene silbernen und goldenen glänzenden Weihnachtsengel, welche als Gegengaben Münchens nach St. Gallen kamen.

Das Liebeswerk, das aus christlich-humanem Geiste geplant und geleistet wurde, war nicht ohne politischen Hintergrund. Es sollte mitbewirken, daß die Nachbarschaft nicht dem Kommunismus oder dem Nihilismus anheimfalle, wie sie sich gerne in Ruinen einnisten. Und auch nahe Orte wie Friedrichshafen sahen so zerschlagen aus, daß man bei der ersten Seefahrt sich die Baureste in ähnlicher Weise erklären lassen mußte, wie es Fremdenführer z. B. angesichts der Ruinen an griechischen Küsten tun. Und nun sollte nach dem Leitwort des schwäbischen Freiheitsdichters Friedrich Schiller neues Leben aus den Ruinen blühen. Das galt auch für das Staatsleben. Als in der neuen Deutschen Bundesrepublik das Land Bayern seine neue Verfassung bekommen sollte, stand der 1938 aus München in die Ostschweiz gezogene, an der Hochschule St. Gallen wirkende Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Hans Nawiasky den Gesetzgebern als Kenner der Rechtsverhältnisse rund um den Bodensee mit wertvollen Ratschlägen bei, die Ministerpräsident Dr. Wilhelm Hoegner ausdrücklich würdigte.

Um die Jahrhundertmitte regierte in Deutschland Bundeskanzler Konrad Adenauer unter dem Bundespräsidenten Professor Theodor Heuß, der als Humanist und süddeutscher liberaler Demokrat ein treuer Freund der Schweiz war. Auch mit dem österreichischen Lande Vorarlberg, wo Landeshauptmann Ilg den politischen Lebensformen der Eidgenossenschaft sehr zugetan war, spielte sich der freundschaftliche Verkehr bald wieder ein. So schreiten denn in allen drei Uferstaaten des Bodensees wieder freie Men-

schen zu den Urnen, um ihre Behörden zu bestellen, und zwar nicht nur im Gesamtstaat. Alle drei Staaten am Dreiländersee Mitteleuropas sind nämlich Bundesstaaten, deren Länder eigene Parlamente und Regierungen haben. Auch die Kleindemokratie selbstverwaltender Gemeinden erfreut sich neuer Achtung, wie es ja dem alemannischen Volksschlag, der alle Gestade des Bodensees bewohnt, am ehesten entspricht.